

Volks-Tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungspreislifte für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (28). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Zeitungszeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure:
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 11.

Sonnabend, den 16. März 1889.

III. Jahrgang.

Schulsparkassen. — Gebt uns Arbeit! — Das Ende einer Welt. I. — Räuber! — Aus Frankreich. — Die deutschen Sozialisten Nordamerikas.

Zum 18. März. — Der Bettler. — Die soziale Umwälzung im Spiegel der Dichtung. — Anmerkungen zum Vereinsrecht. — Aus der Schuhmacherei. II. — Die amerikanische Lebensmittelkonkurrenz. — Aus dem Reichstage.

Politische Nachrichten. — Gewerkschaftliches. — Vereine und Versammlungen.

Schulsparkassen.

Wieder ein neues „Patentmedizinchen“ zur Lösung der sozialen Frage!

Oder was soll es anders sein, was soll es bewirken, dieses Mittel, welches von Politikern, Pädagogen und Menschenfreunden so oft und so warm empfohlen wird?

Wenn es so weiter geht, dann wird man bald in allen Volksschulen Deutschlands den angehenden Bürgern und Bürgerinnen Gelegenheit geben und sie tagtäglich dazu anhalten, durch Aushungern und Verschwendung ihrer Pfennige und Groschen in den Schulsparkassen so ganz gemüthlich „Kapitalisten“ zu werden. Und in ein paar Jahren nach Inkrafttreten dieser allgemeinen Einrichtung haben wir eine neue Generation, die aus lauter „selbstgemachten“ Leuten — Rothschilds wenigstens en miniature — besteht. Der Konflikt zwischen Kapital und Arbeit wird bald „alle“ geworden sein, und der Sozialismus hat dann ausgespielt.

Und alles das macht sich ebenso einfach wie simpelhaft: Man ermahnt die Schulkinder und — man leitet sie dazu an, ihre Pfennige, anstatt wie bisher in Murneln und Zuckersiegeln, künstlich in preussischen Consols oder sonstigen gediegenen Wertpapieren anzulegen; sie gewöhnen sich an's Sparen und an — Bedürfnislosigkeit.

Sie sparen immer darauf los, und wenn sie in die Reihen der erwachsenen Arbeiter eingetreten sind, dann sind sie am Ende so hübsch dresseirt, daß sie mit einem Verdienst von einer Mark per Tag noch „königlich“ leben können und dabei immer noch etwas zu „ersparen“ im Stande sind.

Wir sehen also, wenn wirklich, wider Erwarten, nicht gerade die ganze soziale Frage durch besagtes Mittelchen gelöst werden kann, so werden wir doch mindestens eins auf diesem Wege fertig bringen: Buchstäblich durch „Kinderspiel“ werden wir die leidige Lohnerhöhungsfrage aus der Welt schaffen. Wenn wir eine Generation heranziehen, die so famos zum Sparen geschult ist, daß deren Angehörige auch bei den schwersten Lohnreduktionen und allenfalls sogar bei Arbeitslosigkeit immer noch sparen können, dann können die Böhmen und Polacken und sonstige Lohnrücker ruhig einpaden. Sie werden dann nicht mehr die einheimischen Arbeiter aushungern, sondern es wird alsdann vielleicht gelingen, sie zum Lande „hinauszuhungern“.

Und dann — — Doch, wozu weitere Worte über solche „sozialreformatoreische“ Lappereien! Wir wollten bloß wieder einmal an einem Beispiel zeigen, wie die humanen „Arbeiterfreunde“ der Bourgeoisie sich die Zeit vertreiben, während die furchtbare Kalamität der „Reservearmee des Elends“ das arbeitende Volk immer tiefer zu Boden drückt.

Sparen! Sparen! — wo doch die Thatsache offen zu Tage liegt, daß der erdrückende Fluch der gegenwärtigen Produktions-Anarchie, die Arbeitslosigkeit, einfach ein Ergebniß dieses bisher erzwungenen Sparens, des Nichtkonsumirenkommens der Arbeitermassen ist, welches mit erzwungener Verschwendung von Arbeits- und Lebenskraft Hand in Hand geht.

Sparen! Sparen! — während die wahre Ursache des Mangels keine andere ist, als jener Ueberfluß an Arbeitsprodukten, der nur auf Unterkonsumtion beruht! Sparen in Bezug auf Genießen, während die Sache

so liegt, daß nur ein allgemeines, durch Staatsgesetze oder durch Organisation eingeführtes Sparen in Bezug auf Arbeitern die Noth der Reichthumserzeuger lindern kann!

Wahrlich, man giebt dem Volke nicht bloß einen Stein anstatt Brot — nein, man „lacht ihm höhnend ins Gesicht und fürchtet nicht das Strafgericht . . .“

Gebt uns Arbeit!

Unter diesem Titel lesen wir im „Philadelphia Tageblatt“:

Grauenhafte Nachrichten kommen aus der östlichen Kohlenregion. Seit Weihnachten sind fast alle Minen im Schuylkill-Gebiet außer Betrieb. Die Uebersahl der Arbeiter daselbst ist enorm. Und obwohl beständig ein Zug nach Westen und Süden unter ihnen stattfindet, so kommt dabei doch keine Abnahme der Feiern heraus. Der Einwanderungsagent liefert viel rascher neue Leute als die alten abziehen.

In den Kohlengegenden ist die Armuth unter den Arbeitern seit Jahren eine permanente. Jetzt aber herrscht sie ganz außerordentlich. In der Schuylkill-Region sind vielleicht 15 000 von den 20 000 Kohlengräbern, die dort sind, außer Betrieb, seit dem 1. November ohne Beschäftigung, nachdem sie bereits von Oktober an nur beschränkte Zeit arbeiten durften. Die „Ueberproduktion“ existirt, obwohl die großen Streiks am Anfang des Jahres die Vorräthe total erschöpft hatten.

Nach allen vorliegenden Berichten leben die meisten dieser Beschäftigungslosen und ihre Familien von der Gnade der Kleinhändler. So lange diese in der Lage sind, ihnen Kredit zu geben, schlagen sie sich zur Noth durch. Mit der Rückzahlung wird es hapern; aus den Schulden kommen diese Arbeiter nie heraus. Treten dabei zu den regelmäßigen Arbeitsverminderungen noch Perioden außerordentlicher Arbeitslosigkeit ein, wie die jetzige in Folge des milden Winters und dem verminderten Absatz der Kohle, so steigt die Noth grenzenlos.

Die Arbeiter werden langsam auf die Lebensweise der Slowaken und Italiener herabgebracht, die mit vier bis sieben Dollars Ausgaben monatlich durchkommen. Dabei hat die verminderte Nachfrage nicht den mindesten Einfluß auf den Preis der Kohle. Die Monopolisirung derselben gestattet ja die vollkommen willkürliche Feststellung ihres Preises. In der nächsten Jahresrechnung der Kompagnien wird sich also nur ein ganz geringer Ausfall des Profits — bisher gewöhnlich von hundert bis zweihundert Prozent — ergeben, vorausgesetzt, daß die Preise nicht wirklich noch weiter in die Höhe geschraubt werden.

So haben wir also eine förmliche Hungersnoth mitten in einem Lande, das jährlich für mehrere hundert Millionen Dollars Lebensmittel an das Ausland schickt.

In ganz Pennsylvania und New Jersey, namentlich in der Umgebung der großen Städte, wird über die fürchterliche Zunahme der „Tramps“ (Vagabunden) geklagt. Die Vertreter der „Taxpayer“ (Steuerzahler) sind entrüstet über die Zumuthung, dieselben durch den Winter füttern zu sollen.

Die Zeitungen verbreiten sich in Vorschlägen zur Abstellung des „Unwezens“, wobei der Rettengang, verbunden mit schlechtmöglicher Abfütterung und der härtesten Behandlung der Gefangenen obenan steht. Die Veranschlagung von 20 Cents pro Tag für den Unterhalt eines „Tramp“ wird als eine himmelschreiende Verschwendung hingestellt.

So sieht es auch nicht bloß im Osten. Da lesen wir beispielsweise in einem kalifornischen Blatte, daß in Los Angeles viertausend Beschäftigungslose vor das Rathshaus gerückt sind und vom Bürgermeister Arbeit verlangt hätten. Die Zahl daselbst Beschäftigungsloser wird auf 6000 geschätzt — eine enorme Ziffer für die verhältnißmäßig kleine Stadt. Aber dort wüthete der Landtschwindel in dem letzten Jahr am stärksten und der Zusammenbruch war gründlich. Man hatte auf schwindelhafte Anpreisungen viele Tausende dahin gelockt, die jetzt auf der Straße liegen.

Gebt uns Arbeit! Das ist der vieltausendstimmige Ruf — hier, in London, in Paris und in Rom. Dort zeigt sich das Elend auf der Straße, dort werden die Bäderläden geplündert. Hier sind wir noch nicht ganz soweit, aber auch nicht mehr weit davon. Und dabei besteht keine Panik, keine Geschäfts-Krise in dem gewöhnlichen Sinne, kein Weichen der Preise, sondern im Gegentheil häufig eine Erhöhung derselben.

Die Rehrseite der kapitalistischen Kartelle beginnt sich zu zeigen. Die Konzentration der Betriebe, die größtmögliche Anwendung der Maschinerie, die Theilung der Arbeit, die Fortschritte im Verkehr machen rapid Menschen überflüssig.

Und obwohl die Landerwerbungen und -ansiedelungen im verfloffenen Jahre größer waren als je zuvor, haben sie keine Erleichterung im Arbeitsmarkt bewirkt. Sie absorbiren nicht einmal den Nachwuchs der Landbevölkerung in den alten Staaten. Bei einer Einwohnerzahl von 60 Millionen auf drei Millionen Quadratmeilen haben wir bereits eine „Ueberbevölkerung“ und es wird gegen die Einwanderung agirt!

Der ganze Blödsinn dieser „gesellschaftlichen Ordnung“ offenbart sich in der Thatsache, daß eine Million oder mehr arbeitsfähiger und arbeitswilliger Menschen außer Stande ist, Beschäftigung zu finden; daß andere Tausende als Vaganten, Verbrecher und Prostituirte verkommen und dabei Gesetze nöthig sind, welche die Anwendung von „Kindern“ unter zwölf Jahren in Fabriken und Gruben verbieten!

Gebt uns Arbeit! wenn es nicht gelingen sollte, die Arbeitszeit im Allgemeinen bedeutend zu verkürzen, so wird dieser Ruf immer gewaltiger und drohender werden.

„Das Ende einer Welt“ von Drumont.

Wenn die Sozialisten behaupten und beweisen, daß die alte, auf den Gegensatz zwischen Herrschenden und Beherrschten, Ausnutzern und Ausgenutzten beruhende Gesellschaft mit Riesenschritten ihrem Untergange entgegensteuert, wenn sie auf die tausenderlei Anzeichen ihres Zerfallsprozesses hinweisen, so fertigt man sie nur zu gern mit Achselzucken, mit Redensarten von Uebertreibung und Halbbildung ab. Die gute Gesellschaft schließt Augen und Ohren gegen derartige Beweisführungen, sie will nicht wissen, wie morsch und zerfressen das Gebäude ist, welches sie noch heute bewohnt, das ihr aber schon morgen über dem Kopfe zusammenbrechen kann.

Allein die Symptome des Verfalls drängen sich Jedem, der im Losen des Kampfes und im Strudel des Genusses nur einen Funken kühler Beobachtung bewahrt, derart auf, daß auch im Lager der alten Welt einzelne Stimmen wie die des Predigers in der Wüste laut werden und auf das aus Fehlern und Gebrechen entspringende, an Fehlern und Gebrechen erkennliche Ende hinweisen. Der Konflikt der Interessen hat mit unnatürlichen Verhältnissen nicht nur das Heer der rothen Anhänger einer neuen Wirtschaftsordnung gezeugt, er schafft auch einzelne weiße Insurgenten, welche das Gewehr schultern und der Gesellschaft, wie sie ist, den Krieg bis auf's Messer erklären.

Wie tiefgehend und unverföhlich auch die Unterschiede sind zwischen denen, welche die Entwicklung nach vorwärts und denen, welche sie nach rückwärts wollen, so giebt es doch einen Punkt, in dem sich beider Thätigkeit gelegentlich berührt: in der an den herrschenden Gesellschaftszuständen geübten Kritik. Von einem grundsätzlich verschiedenen Standpunkte ausgehend und mit einem verschiedenen Maßstabe bewirkt, gelangt diese Kritik von beiden Seiten zur Feststellung der Thatsache: „es sind viele Dinge faul im Staate Dänemark“ — um allerdings gleich darauf in Bezug auf die Schlussfolgerungen himmelweit auseinander zu gehen.

Je tiefer und lieber sich die herrschenden Kreise der Gesellschaft von ihren Lohngelehrten und Lohnschreibern einreden lassen, daß die gegenwärtigen Zustände ein Muster von Vortrefflichkeit und für die Ewigkeit gegründet seien,

um so besser ist es, wenn ihnen von verschiedenen Seiten her das Gegentheil versichert, wenn ihr handgreiflich nachgewiesen wird, daß sie ihr Testament machen können, weil die geschichtliche Stunde ihrer Existenzberechtigung unter den alten Bedingungen abgelaufen ist.

Drumont, ein starrer Anhänger des kirchlichen und monarchischen Prinzips, hat sich dieser Aufgabe unterzogen, und er hält der französischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts ein Spiegelbild vor, das durchaus nicht schmeichelt, aber dafür in seinen Hauptzügen sehr wahr ist, außerdem auch — etliche Lokaltöne abgerechnet — auf die Gesellschaft aller kapitalistischen Länder paßt.

Drumont zeigt sich in seiner „France juive“ (Das verjudete Frankreich) und noch mehr in seinem letzten Werke „Das Ende einer Welt“ als eine eigenartige Erscheinung, als ein überraschendes Mißverhältnis von gesunder Kritik, klarem Blick, vorurtheilsfreier Gerechtigkeit einerseits und der engsten Befangenheit, einer sentimental-transzendenten Verbortheit, einem Kleben an dem Ueberlebten andererseits. Oft wirkt es geradezu verblüffend, zu sehen, wie in ein und demselben Gehirn eine so hohe Dosis von scharfblickender Urteilskraft mit einer gleich hohen Dosis von Verblendung zusammengeschweißt ist, wie eine durchaus moderne, rücksichtslose Kritik Hand in Hand mit einer überschwenglichen Phantasterei und einer geradezu kindischen Naivität geht, die an Mittelalter und Urchristenthum erinnern.

Drumont hat seinen Beruf entschieden von Anfang an dadurch verfehlt, daß er im 19. Jahrhundert geboren ward, in einer Zeit, deren geistige und politische Entwicklung keinen Platz für seine Ideale hat, welche dieselben nur als unheimliche, nebelgraue Spukgestalten erscheinen lassen muß. Drumont hätte ohne Zweifel einen trefflichen Ritter abgegeben, der für die Kirche, den Lehnsherrn und seine Dame prompt und thatfreudig auf die unwahrscheinlichsten Abenteuer auszog, Drachen tötete, Prinzessinnen befreite, kurz die Rolle einer Vorsehung im Taschenformat spielen wollte. Trotzdem ist er nicht immer ein Don Quixote, welcher mit Windmühlensügeln kämpft, obgleich ihm ein solcher Kampf ab und zu natürlich mit unterläuft. Im Gegentheil zieht er der Hauptsache nach gegen einen wirklichen Gegner von Fleisch und Blut, trefflich gerüstet und von gewaltiger Kraft, zu Felde — gegen den modernen Kapitalismus, den er als Wurzel aller gesellschaftlichen Mißstände findet, und dem er unter der Drumont eigenthümlichen Gleichsetzung mit dem Judenthum den Krieg auf Leben und Tod erklärt hat.

Drumont steht zwar außerhalb der politischen Parteien, aber keineswegs über denselben. Das letztere nicht möglich sei, dafür sorgen schon seine Verwechslung von Judenthum und Kapitalismus, seine klerikal-monarchischen Tendenzen, welche ihn mit einseitigem Haß gegen Geistesfreiheit und die Republik erfüllen, welche ihn dort Leben hoffen lassen, wo nur der geschichtliche Tod uns entgegenruft.

Seine Diagnose des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes ist im Wesentlichen richtig, aber das von ihm vorgeschlagene Heilmittel muß ihr gegenüber als der reine Widerinn erscheinen. Seit Jahrhunderten bergehoch aufeinandergehäufte Fehler und Verbrechen haben politisch und moralisch zu Verhältnissen geführt, welche die herrschenden Klassen zum Untergang verurtheilen — also gehen wir zum Ausgangspunkte zurück und fangen wir das Ding nochmals von vorn an, folgert Drumont.

In den politischen Kämpfen unserer Tage spielt der Verfasser des „Ende einer Welt“ die Rolle eines Freischärlers, der seinem Regiment einverleibt ist und auf eigene Verantwortung und Gefahr, ohne einem Lösungsworte zu gehorchen, bald hier, bald da tirailirt. Prinzipiell hält er noch die engste Fühlung mit dem Heer der Klerikal-Monarchisten, jedoch ohne sich dadurch seiner Freiheit im Handeln und seines Rechts der Kritik zu begeben. Vom Temperament und von der Situation fortgerissen thut er auch gar manchen Schuß, welcher den Parteien der Zukunft zu Gute kommt.

In seinem Buche „Das Ende einer Welt“ macht er der bestehenden Gesellschaft einen unerbittlich strengen Prozeß, er legt ihre ganze Verlogenheit und Käuflichkeit bloß, er zeigt unverhüllt ihre grobe Selbstsucht, ihre maßlose Genußsucht, ihren sittlichen und geistigen Bankrott. Er unterwirft die verschiedenen politischen Parteien, die verschiedenen gesellschaftlichen Kreise einer Prüfung und gelangt zu dem Ergebnisse, daß die herrschenden Klassen eine Welt bilden, deren Untergang unausbleiblich ist.

Trotz seines einseitigen und verschrobenen Standpunktes zeigt Drumont bei Schilderung der politischen Parteien und der Gesellschaftskreise einen klaren, unparteiischen Blick. Er findet die Partei des Königthums von Gottes Gnaden und die der Kirche ebenso reif zum Abanken wie die Partei des sich liberal geberdenden Bürgertums. Die Bourgeoisie hat nicht länger Anlaß, der Aristokratie die Krebsgeschwüre vorzuwerfen, denn beide sind gleich hochgradig zerfressen; die Welt der Politik steht an Schmutz nicht der Finanzwelt nach, mit der sie eine höchst unfaubere Interessen-Ehe eingegangen ist. Richtet Drumont die Opportunisten und bürgerlichen Radikalen mit einer Leidenschaftlichkeit, die sich bis zur Geschäftigkeit steigert, so kritisiert er wieder die Partei des „König“ und der Kirche mit einer beißenden Ironie, in welcher sich die enttäuschten Hoffnungen verrathen. Die auf dieser Seite vorliegenden Thatsachen rühren an die Stelle, wo Drumont sterblich ist: hier hatte er Alles erwartet und Nichts gefunden als die gleiche Verderbtheit und Käuflichkeit, die gleiche Unfähigkeit und den nämlichen bösen Willen, gesunde Verhältnisse zu schaffen. Das „Judenthum“, d. h. der Kapitalismus — muß Drumont sich eingestehen — hat nicht nur die

Bourgeoisie, es hat auch Adel und Geistlichkeit gründlich zerfressen.

Alle in der Gesellschaft herrschenden Klassen sind bis ins innerste Lebensmark kapitalistisch durchweicht, das Geld, das Kapital hat alle früheren menschlichen Beziehungen der Gesellschaftsglieder untereinander gelöst, der Mensch ist durch die Sache, durch die Sache par excellence: das Kapital getödtet worden. Der Mensch, seine Fähigkeiten, seine Thätigkeiten, seine Beziehungen, alles ist zur Sache, zur Waare geworden, die Jeder so vortheilhaft als möglich an den Mann zu bringen sucht. Das ganze Leben stellt sich als ein Handel heraus.

Der Autor nimmt das Nämliche bei der Revue wahr, welche er die gesellschaftlichen Beziehungen, das Leben der oberen Zehntausend, die Verhältnisse der Akademie und Gelehrtenwelt, der Richterwelt passiren läßt. Auch hier erweist sich Alles als Handelsgeschäft und Komödie, in der Jeder seine Rolle so zu spielen sucht, daß sie ihm angenehm und einträglich ist, so daß er sich selbst in ihr gefällt. Der Nebenmensch kommt nur insoweit in Betracht, als er zum Gelingen des aufzuführenden Stückes, zur Erhöhung des Genußes und Vortheils beitragen kann. Den oberen Klassen ist das Bewußtsein der gesellschaftlichen Verpflichtungen ganz abhanden gekommen, und die höchste gesellschaftliche Unanständigkeit besteht darin, an dieselben zu erinnern.

Charakteristisch für diese Gesellschaft ist neben der Unfähigkeit zu jedem Opfer und der tiefen Verlogenheit die schamlose, noch nie dagewesene Ausbeutung, welche der Arme in ihr erfährt. Der Arme ist ihr zum einträglichsten Spekulationsfeld geworden, aus dem sie alle Genuße, allen Besitz herausschlägt. Seiner innersten Neigung nach möchte Drumont gern in der Aristokratie die Bürgschaft für eine soziale Wiedergeburt finden, jedoch wenn er den Thatsachen ins Auge blickt, muß er sich wohl selbst gestehen, daß das grundabliche unbeschnittene dem geldadligen beschnittenen Israel an Korruption in Nichts nachsteht.

Rechtsgefühl, Bewußtsein der Menschenwürde, Pflichtgefühl, Wahrheit, Selbstverleugnung, Opferfreudigkeit trifft man im „Ende einer Welt“ nur bei einer Gesellschaftsschicht an, bei dem Arbeiterstand, bei einer politischen Partei, der des Sozialismus. Alle Ideale und Vorzüge, welche die herrschenden Klassen Gott Kapital zu liebe verzagten und mit Füßen traten, haben sich in die Mitte der Arbeiter, zumal der sozialistischen Arbeiter gesüchtet. Ihre Reinheit und Uneigennützigkeit steht im schärfsten Gegensatz zu der Käuflichkeit, der Geldgier und Genußsucht der bürgerlichen Politiker. Die verschrieenen Revolutionäre haben im Kampf wie im Besitz der Macht ihre Hände und ihr Gewissen rein gehalten, sie stehen, was ihre Moralität, Willenskraft und Energie anbetrifft, bergehoch über denen, welche sich so gern für die patentirten Vertreter aller Sittlichkeit ausgeben.

Es erscheint geradezu unbegreiflich, daß Drumont nach solchen von ihm anerkannten Thatsachen nicht zu dem Schlusse gelangt, eine Neugeburt der Gesellschaft müsse folglich von diesen Schichten in der Tiefe ausgehen und getragen werden, die Grundsätze, kraft deren sich die Arbeiter als politische Partei zusammenschließen, müßten das Heil der Zukunft in sich bergen. Zu den Erscheinungen, welche das Buch vorführt, paßt es wie die Faust auf's Auge, wenn der Verfasser Alles von der patriarchalischen Autorität einer Monarchie unter kirchlicher Oberhoheit hofft, wenn er die gesellschaftliche Erneuerung nicht als das notwendige Ergebnis eines Entwicklungsprozesses, sondern als die persönliche Handlung einer Art sozialen Heilands auffaßt, der eine gerechte Gesellschaftsordnung von oben herab dekretirt und der Masse vielleicht sogar wider ihren Willen aufzwingt. Gängelung der Menschheit von einem erleuchteten Despotismus, einer erleuchteten Hierarchie wäre also schließlich das letzte Wort der geschichtlichen Entwicklung! Drumont erscheint hier, wie in seinem einseitigen Haß gegen das Judenthum, als der Mann der Bergangenheit, dem der Ueberblick über die Menschheitsentwicklung und ihre wirkenden Kräfte fehlt. Sein gesundes Gerechtigkeitsgefühl läßt ihm ohne Bedenken das Heute verwerfen, aber die fehlende geschichtliche und ökonomische Durchbildung wirft ihn auf das Gesträuch zurück, anstatt daß er thatkräftig dem Morgen zueilt.

Nach diesen, sich auf das ganze Werk „Das Ende einer Welt“ beziehenden Vorbemerkungen, geben wir ein kurzes Résumé der Gesellschaftszustände, welche Drumont schildert.

Räuber!

Wir hielten das Wort schon seit langem für polizeilich nicht erlaubt, da erschallt es mit einem Male laut und entrüstet aus einer ganzen Reihe von Blättern, deren friedfertige, polizeilichfromme Gesinnung keinem Zweifel unterliegen kann.

Es handelt sich dabei um den auch von uns oft erwähnten Kupferring, der zu Anfang dieses Monats endlich zusammenbrach und dessen Zusammenbruch einer der Hauptbetheiligten bereits mit seinem Leben bezahlt hat.

Die „Boss. Ztg.“ schreibt über die Entwicklung der Affäre unter dem 6. März:

„Der Pistolenschuß, der gestern inmitten des tobenden Karnevals dem Leben des Leiters des „Comptoir d'Escompte“, Desfort-Rodereau, ein Ende machte, ist die erste, aber hoffentlich nicht die letzte Strafe, welche die Verübter einer der frechsten Räuberereien trifft, die jemals im hellen Tageslichte der Öffentlichkeit, unter den Augen einer „väterlich wohlwollenden“ Obrigkeit in einem angeblichen Rechtsstaate ausgeführt werden konnten.“

„Das Wort Räuberei mag stark scheinen, allein es

ist das einzige, das die Sache richtig bezeichnet. Diese Sache aber ist das Unternehmen des sogenannten „Kupferings“.“

Allen Lesern dürfte bekannt sein, was es mit diesem Kupfering für Bewandniß hat. Im September 1887 war der Preis von Kupfer (in der Form von Chilibraren) in London auf 38 Pfund 17 Schilling 6 Pence bis 39 Pfund für die englische Tonne gelangt. Schon acht Monate vorher hatten die Preise zwischen 41 und 39 Pfund geschwankt. Das war der tiefste Preis, den man für dieses Metall jemals gekannt hatte, aber der Rückgang war kein künstlich erzwungener, er war nicht durch eine Baiss-Spekulation herbeigeführt, er ging vielmehr mit unabwendbarer Nothwendigkeit aus den natürlichen Verhältnissen hervor. Kupfer mußte billig werden, weil dieses Metall nächst Eisen und Aluminium (das man bloß noch nicht billig als reines Metall herstellen kann) das verbreitetste und zugänglichste auf unserem Planeten ist, weil sich die Methoden seiner Herstellung aus den Erzen vervollkommen haben, weil die bessere Verwendung der Nebenerzeugnisse seiner Herstellung (Schwefel und Schwefelsäure) die Herstellungskosten vermindern, endlich, weil gewisse Kupferminen, wie die spanische (Rio Tinto), die nordamerikanische (Anaconda, Calumet, Hella), die afrikanische, die südafrikanische Gruppe so reich und so leicht abzubauen sind, daß sie selbst noch bei einem Kupferpreise von 34, 30, ja sogar 25 Pfund mit Gewinn arbeiten können.

Nun gab es in Paris eine Gesellschaft, „Société des Métaux“, die ursprünglich mit einem Grundstock von 25 Millionen Francs gegründet wurde und den Großhandel mit Metallen sowie die Einrichtung von metallurgischen Werkstätten: Gießereien, Blechwalz-, Drahtzieh-, Hammerwerken u. zu betreiben vorgab. Sie fristete ein wenig beachtetes Dasein und scheint nicht gerade Seide gesponnen zu haben, wenigstens sah man ihre mit 500 Fr. eingezahlten Antheilscheine an der Börse wiederholt mit weniger als 200 Frs. bewerthet. Der Leiter dieser Gesellschaft ist ein Herr Secrétan, der, als das Kupfer im Herbst 1887 den oben erwähnten Tiefstand erreicht hatte, den Gedanken faßte, sich des ganzen vorhandenen und hervorzubringenden Kupfers der Welt zu bemächtigen und das Metall dem Gewerbe, das seiner bedarf, zu einem gaunerischen Wucherpreise wieder zu verkaufen. Mit seinen eigenen Mitteln oder mit denen seiner „Société des Métaux“ konnte er natürlich einen derartigen Streich nicht unternehmen. Er wandte sich deshalb an die ersten Pariser Bankhäuser und Banken und fand bei ihnen sofort Gegenliebe. Das Haus Rothschild, die Banque de Paris et des Pays-Bas, das Comptoir d'Escompte (vielfach wird behauptet: auch der Crédit industriel) gesellten sich zu Herrn Secrétan, versahen ihn mit den erforderlichen baaren Millionen und dort ebenso eifrigsten Kredit und ermöglichten ihm die Ausführung seines Planes. Er begann damit, alles vorhandene Kupfer aufzukaufen. Gleichzeitig schloß er mit den Haupt-Kupferminen beider Welten einen Vertrag (vorläufig auf drei Jahre), der sie verpflichtete, ihre ganze Kupferausbeute ihm allein zu verkaufen, und der wiederum ihm die Verpflichtung auferlegte, ihnen alles erzeugte Kupfer zu einem Preise abzukaufen, der zwischen 57 und 70 Lfr. schwankt, während der natürliche Kupferpreis zur Zeit des Abschlusses dieser Verträge, wie wir gesehen haben, 39—40 Lfr. betrug. Neben dieser Arbeit ging eine zweite her. Herr Secrétan und seine Spießgesellen kauften unter der Hand alle Aktien der Kupferminen-Gesellschaften auf, deren sie habhaft werden konnten. Rio Tinto-Antheilscheine standen Ende September 1887 187,50 Frs., Tharvis 40 bis 50 Frs. u. s. w.

Als Alles vorbereitet war, schritt der Ring zur dreifachen Veröffentlichung seiner Absichten und dessen, was zu deren Verwirklichung schon geschehen war. Sofort begann eine tolle Hezjagd nach den Antheilscheinen der Kupferminen-Gesellschaften und der „Société des Métaux“. Tausend Mitläufer leuchten mit heraushängender Zunge nebenher. Die Börse glich an manchen Tagen einer Irrenanstalt, in der die Rasenden aus den Zellen gebrochen waren. Die Klubs, die Salons, die Boudoirs spielten mit und ganz Paris sprach und träumte nur von Kupfer. Die Rio-Tinto-Aktien gingen binnen wenigen Wochen von 187,50 Frs. auf 550 Frs., wichen dann auf 450 Frs. zurück und stiegen wieder auf 660 Frs., welchen Kurs sie Ende 1888 erreichten. Tharvis wurden von 50 Frs. auf 190 Frs., „Société des Métaux“, die ihren Grundstock verdoppelte (auf 50 Mill.) und überdies um 25 Mill. Schuldcheine ausgab, von 480 Frs. (im Oktober 1887) bis auf 1250 Fr. (Herbst 1888) getrieben. Der Kupfering hatte alle diese Papiere erworben, als sie sehr niedrig standen, er verkaufte sie seinen deutegierigen Mitläufern zu den höchsten Preisen, und heute gelten die „Métaux“, „Rio-Tinto“, „Tharvis“, die vor wenigen Monaten mit 1250, 660, 190 Frs. bezahlt worden waren, wiederum 190—200, 390—410, 115 Frs.

„Doch der Börsenschacher ging nur nebenher. Auf dem Kupfermarkte selbst trieb der Ring die Preise von 39 Lfr. die Tonne auf 80 Lfr., mehr als das Doppelte. Zeitweise erreichte er sogar einen Preis von 105 Lfr., wenn er einen unglücklichen Verkäufer, der liefern und sich die Waare um jeden Preis verschaffen mußte, einflemmen konnte. Im Ganzen hielt der Ring den Preis aber ziemlich unverändert auf 78 bis 82 Lfr. Das Kupfergewerbe sah sich vor einer Bande, welche hohnlachend zu ihm sprach: „Du sollst naturgemäß das Kupfer um 40 Lfr. die Tonne kaufen können, Du mußt es mit

aber um 80 Lfr. ablaufen; denn — ich bin groß und Du bist klein. Ich bin hunderte Millionen stark und habe Alles zusammengerafft, und Du bist schwach und mußt mir darum Tribut bezahlen! — Genau die Sprache, die im Mittelalter der Raubritter gegen den an seinem Horste vorüberziehenden Kaufmann führte, die noch heute in Texas die Banditen führen, wenn sie in einen Eisenbahnzug brechen und die Reisenden mit vorgehaltenem Revolver zwingen, ihren Geldbeutel abzuleiern.

„Das Kupfergewerbe war natürlich unzufrieden. Es murrte. Einige Blätter begannen Lärm zu schlagen. Ein Abgeordneter interpellirte die Regierung, ob sie das gegen Aufkäufer notwendiger Waaren bestehende Gesetz anwenden wolle. Die Regierung drückte sich mit einigen verlegenen, gewundenen Ausflüchten um die Frage herum, denn die hohe Finanz ist empfindlich allmächtig und keine Regierung wagt es, sich an Nothhild und dessen Heerbann zu reiben; die Blätter aber wurden durch klingende Argumente, denen neun Zehntel von ihnen zugänglich sind, zum Schweigen gebracht, ja noch mehr, sie hatten die unsagbare Dreistigkeit, den Kupfering ihren Lesern als eine Gruppe von edlen Menschenfreunden und selbstaufopfernden Wohltätern des französischen Gewerbes zu preisen. Man sollte das nicht für möglich halten, es ist aber buchstäblich so. Der Ring „erwies dem Kupfergewerbe den unschätzbaren Dienst, den Preisen eine große Stetigkeit zu sichern“ — gewiß, eine Stetigkeit von 80 Lfr. für etwas, was natürlich 40 Lfr. werth ist. Die Klagen gegen den Ring „rührten von heidnischen Engländern her“, welche es „Frankreich nicht gönnen, daß der Weltmarkt des Kupfers von London nach Paris verlegt worden war“. Wie in der Panama-Angelegenheit wurde auch in der Kupfer-Flibusterie der Schwindel unter die heilige Anrufung des Vaterlandes gestellt, ein Kniff, der doppelt empörend ist, weil diejenigen, die ihn anwenden, sich den Genen um Vaterland und ähnliche „schwächliche Sentimentalitäten“ kümmern, wenn sie nur viele Millionen erraffen, und weil das französische Publikum wirklich andächtig still wird und nicht weiter fragt oder tritt, wenn man ihm das Bild des Vaterlandes vorhält.

„Der Ring schwelgte ein Jahr lang in Erfolgen. Aber dann empörten sich die Thatfachen, denen eine gewissenlose Gewinnsucht Gewalt anthun wollte. Alle Minen, die bei einem Preise von 40 Lfr. nicht mehr arbeiten konnten, nahmen den Betrieb wieder auf, neue erschloffen sich, ungeheure Kupfermassen strömten zusammen, das Gewerbe schränkte seinen Verbrauch auf's Äußerste ein, um dem Raubbund kein Kopfgeld zu zahlen, und Ende Februar befanden sich an „sichtbaren Beständen“ gegen 116000 To. Kupfer in den Händen der Ring-Brüder. An „sichtbaren Beständen“, neben denen aber, nach der Schätzung von Sachverständigen, noch mindestens 35000 Tonnen vorhanden sein müssen, welche der Ring verheimlicht, um wenigstens einen Theil seiner Karten vor unberufenen Augen verborgen zu halten.

„Jeder Denkende hatte vom Anfang an vorhergesagt, daß es so kommen müsse und kommen werde. Jeder hatte prophezeit, daß der Ring von der Kupferlast werde zermalmt werden. Jeder, nur — Hr. Secrétan nicht. . . Wahrelich, man könnte beinahe dahin kommen, Drumont und seinem graufamen Buche „La fin d'un monde“ Zeile auf Zeile Recht zu geben.“

Soweit die Schilderung dieses „Räuberstückchens“. Nach der Entrüstung der Blätter hätte man nun vielleicht meinen sollen, die französische Regierung hätte alle möglichen und unmöglichen Gesetzesparagrafen hervorjucken müssen, um diese „Banditen“ zur Rechenschaft zu ziehen. Aber was ist geschehen? Sie hat dem „Comptoir d'Es-compte“ durch ihre Vermittlung bei der Bank von Frankreich, den Nothhild's u. s. w. — 100 Millionen zur Verfügung gestellt, um eine Zahlungseinstellung zu verhüten! Die Bank von Frankreich soll dabei sogar die ihr gesetzlich zustehende Vollmacht weit überschritten haben — um die „Räuber“ zu retten!

Es giebt in der That eine „väterliche“ Regierung — für Börsenspekulanten, die mitten im Ueberflus ihre Hände nach weiteren Millionen Anderer ausstrecken!

Aber wehe dem Armen, der im Hunger nach einem Dissen Brod greift, der ihm nicht gehört!

Aus Frankreich.

Die Hoffnung, daß die „Egalité“ sich zu einem würdigen und lebenskräftigen Organ des unabhängigen französischen Sozialismus entwickeln werde, ist zu nichte geworden.

Zwar hat sich das Blatt unter der trefflichen Redaktion schnell einen ansehnlichen Leserkreis erworben, so daß zu hoffen stand, es werde in absehbarer Zeit seine Kosten decken, aber der kapitalistische Eigenthümer und geschäftliche Leiter desselben schien diesen Zeitpunkt nicht erwarten zu können und stellte weibliche Arbeiter und Seiger, die unter dem Tarif der organisirten Schriftsetzer arbeiten, in seiner Druckerei ein, so daß die sozialistischen Redakteure und Mitarbeiter, nachdem ihre Gegenvorstellungen sich als fruchtlos erwiesen, es mit ihrer Ueberzeugung unvereinbar hielten, noch länger an dem Blatt zu arbeiten. Der gesammte Redaktionsstab — Daumas, Ch. Longuet, Ed. Baillan, Gemeinderäthe von Paris, sowie Dr. A. Fiaux, Oranger, Jules Guesde, Paul Lafargue, B. Malon und A. Brouillet und ebenso sämtliche sozialistischen Mitarbeiter: D. Archain, Louis Besse, Boulé, Chauviere, G. Deville, G. Feline, E. A. Macheret, Fr. Maquaire,

H. Neveu und H. Place, erklärten unterm 1. März ihren Austritt aus der „Egalité“.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß, so sehr wir es bedauern, daß auf diese Weise die besten Kräfte des französischen Sozialismus sozusagen literarisch obdachlos geworden, wir das Verhalten derselben in dieser Angelegenheit nur mit Genuathung begrüßen können. Was in Frankreich vor allen Dingen heute Noth thut, ist das Beispiel unbeugbarer Gesinnungstreue. Der Opportunismus in seinem schlimmsten Sinne — denn es giebt auch einen berechtigten, einen notwendigen Opportunismus — beherrscht so sehr das öffentliche Leben, hat sich so in alle Parteien eingefressen, daß die Sozialisten die doppelte Pflicht haben, auf die Reinheit ihres Wappenschildes zu halten. Es ist das eine schwere Aufgabe, denn es heißt zum guten Theil den Verzicht auf das Wirken für die vertretene Sache, aber sie muß erfüllt werden.

Der Außenstehende hat keine Idee, wie jammervoll es in Frankreich mit den Preisverhältnissen bestellt ist. Die Preis-Gesetzgebung des Kaiserreichs in Verbindung mit der kapitalistischen Entwicklung hat im Zeitungswesen allmählich Zustände geschaffen, unter denen ein unabhängiges Blatt, hinter dem nicht ein Finanzmann oder eine Finanzgesellschaft steht, geradezu ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Die Einführungslosten eines täglichen Blattes — und Wochenblätter werden in Paris überhaupt nicht gelesen — berechnen sich nach Hunderttausenden. Als vor einigen Jahren die Possibilisten den Versuch machten, das „Proletariat“ täglich erscheinen zu lassen, mußten sie ihn nach den ersten Wochen aufgeben, und noch heute sind die damals gemachten Schulden nicht abbezahlt. Wer das Defizit des „Parti Ouvrier“, des heutigen possibilistischen Tagesblattes, zählt, wissen wir nicht, wohl aber, daß es sich nicht im Entferntesten deckt.

In gleicher Lage befinden sich noch eine ganze Anzahl politischer Blätter, darunter einige vortrefflich geschriebene. Rentabel sind fast nur die Klatschblätter, die Sensationsblätter und einzelne politische Blätter mit einer „festen Kundschafft“, wie der „Temps“ u. s. w. Alle übrigen werden subventionirt — sei es von Finanzgesellschaften, deren Interessen sie vertreten, sei es von politischen Koterrien, hinter denen gewöhnlich ebenfalls Finanzgesellschaften stehen. Unter diesen Umständen sind die Redakteure eines Blattes nichts, der Eigenthümer alles. Alle Augenblick lesen wir, daß aus irgend einem Blatt der gesammte Redaktionsstab ausgetreten ist — warum? Es hat dem Eigenthümer beliebt, den Redakteuren Bedingungen aufzuerlegen, die ihnen das Verbleiben unmöglich machten.

Am schlimmsten sind unter solchen Verhältnissen natürlich die Sozialisten dran. Je fester sie in ihrer Ueberzeugung, um so weniger können sie die Konkurrenz mit dem Gesinnungslumpenthum der kapitalistischen Presse durchführen.

Und hieran trifft ein gut Theil Schuld die französische Arbeiter selbst. Sie stellen an ein sozialistisches Blatt die höchsten Ansprüche, sind aber, von einer kleinen Anzahl um so opferwilligerer Genossen abgesehen, keineswegs gewillt, für seine Existenzfähigkeit nun auch ihrerseits thatkräftig einzutreten. Nicht daß sie politisch indifferent oder Gegner des Sozialismus wären. Keineswegs, aber sie sind zum Theil auch durch die von der Minderheit gebrachten Opfer verwöhnt. Diesem Umstand ist es auch mit zuzuschreiben, daß die Geschichte der sozialistischen Bewegung in Frankreich in der Neuzeit so wenig erfreuliche Bilder aufweist.

Hoffen wir, daß es schließlich doch einmal sich bessert. Und hoffen wir weiter, daß es den vereinten Bemühungen der unabhängigen Sozialisten gelingen möge, trotz aller Schwierigkeiten, recht bald ein Organ des Sozialismus ins Leben zu rufen, das in jeder Beziehung auf der Höhe seiner Aufgabe steht.

Aus dem Jahresbericht der sozialistischen Arbeiterpartei Nordamerikas.

Unsere amerikanischen Genossen haben kürzlich einen Ueberblick über die Erfolge ihrer Agitation in den Vereinigten Staaten gegeben und wir heben daraus das Folgende hervor.

Wenn die Parteigenossen — heißt es da zunächst — das Partelleben des verflossenen Jahres überblicken und das vorangegangene Jahr mit dem Jahr 1888 vergleichen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die sozialistische Arbeiterpartei die einzige Organisation ist, welche die in der allgemeinen Arbeiterbewegung herrschende Stagnation bis zu einem gewissen Grade überwunden hat und von dem pessimistischen Geiste, der nach dem Zusammensturz der „United Labor Partei“ und der „Progressive Labor Partei“ des Ostens um sich griff, so gut wie verschont geblieben ist.

Mit jedem Schlage, den die Gewerkschaften in ihrem Kampfe wider den Kapitalismus erlitten, büßte die Arbeiterchast einen weiteren Theil ihres sinkenden Muthes ein, und als der große „Lockout“ (die Arbeitersperre) des Brauer-Fachvereins im Sommer von 1888 zeigte, daß die Selbsthilfe der Arbeiterorganisationen der konzentrirten Macht des Kapitals gegenüber ohnmächtig sei, war zwar die Muthlosigkeit auf dem niedrigsten Grad angelangt, dafür aber die Erkenntniß wieder erwacht, daß die Sozialisten berufen seien, der Arbeiterklasse in der Wiedererweckung des politischen Bewusstseins voranzugehen.

Den Genossen sind die politischen Vorgänge innerhalb der Arbeiterbewegung allzusehr bekannt, um in dieser kurzen Uebersicht des Längeren dabei zu verweilen.

Unsere Agitation während des Jahres bewegte sich in dem hergebrachten Rahmen: mündliche Agitation durch unsere Agitatoren, schriftliche durch unsere Broschüren. Um tüchtige Redner immer unterwegs zu haben, dazu haben uns bis heute leider die Mittel gefehlt. Und was wir an Mitteln zur Disposition besaßen, mußten wir zumeist auf die Aufrechthaltung der Parteiorgane, in erster Linie des „Workmen's Advocate“ (des Arbeiter-Verteidigers, des englischen Parteiblattes) verwenden. Dessen ungeachtet sind die Genossen A. Gereke (im Norden des Staates New-York), Frau Johanna Greie durch eine Reihe von Staaten gereist, während Professor Garfide ausgesandt worden ist, um die hauptsächlichsten Industrieorte der Vereinigten Staaten zu besuchen.

Ueber unsere Parteiorgane sind die Genossen unterrichtet. Während der „Sozialist“ stabil an Abonnenten geblieben ist und sich nahezu, wenn nicht ganz bedeckt, fehlen dem „Advocate“ noch viele Leser, um sich defizitlos halten zu können, was viel daran Schuld ist, daß der Abonnementspreis bei weitem niedriger ist, als der „Sozialist“. Trotzdem ist er, von der Zeit, wo er von New-Haven nach New-York genommen wurde, um 600 Abonnenten gewachsen und wird hoffentlich noch mehr wachsen, wenn überall und durch unsere Redner dafür agitirt wird.

Der Broschüren-Vertrieb war zu Anfang des verflossenen Jahres, wie überall, kläglich; das Verlangen nach Lektüre war nur sehr gering, und selbst neue Veröffentlichungen wurden nur vereinzelt begehrt. Dieser Mißstand, welcher geradezu als ein Gradmesser für die Bewegung zu betrachten ist, fing jedoch gegen Herbst des Jahres an, sich zu heben, und heute ist zu konstatiren, daß die Nachfrage nach sozialistischer Literatur in deutscher sowohl wie namentlich englischer Sprache lebhafter geworden ist.

Die Arbeiterpresse des Landes, soweit sie unsere Richtung anbelangt, hatte zwar in Folge der niedergedrückten Lage der Arbeiterbewegung zu leiden, wie Alles, was mit ihr in Verbindung stand; doch hat sie sich tapfer und bis jetzt intact erhalten. Hinzugekommen sind während des Jahres das „St. Louis Tageblatt“ und die „Michigan Arbeiter-Zeitung“ zu Detroit; während sich die „Milwaukee Arbeiter-Zeitung“ zu einem „Tageblatt“ erweitert hat.

An sozialistischen Zeitungen in den Vereinigten Staaten bestanden außer den beiden Parteiblättern am Schluß des Jahres die folgenden:

„Volkzeitung“, New-York;
„Tageblatt“, Philadelphia;
„Arbeiter-Zeitung“, Chicago;
„Arbeiter-Zeitung“, Milwaukee;
„Indiana Tribune“, Indianapolis;
„Arbeiter-Zeitung“, Newark;
„Arbeiter-Zeitung“, Buffalo;
„Arbeiter-Zeitung“, Belleville;
„Arbeiter-Zeitung“, San Francisco;

in Summa zwölf. Dazu kommt noch eine Reihe von deutschen Fachblättern, welche theils vollständig, theils mehr oder weniger den sozialistischen Prinzipien das Wort reden. Leider besteht außer dem „Workmen's Advocate“ kein weiteres Journal in englischer Sprache, welches unsere Ideen in die Massen trüge, ein Mißstand, der sehr zu beklagen ist.

Daß die Propaganda der That, d. h. die Doktrin von der direkten Anwendung der Gewalt zur Niederwerfung der heutigen kapitalistischen Gesellschaft, betreffs Aufbau der föderalistisch-kommunistischen Produktions-Gruppen, seit Mai 1886 stetig an Anhängern verloren, bedarf keines besonderen Nachweises. Ohne das Märtyrertum der in Chicago Hingerichteten und Eingekerkerten wäre heute von einem ausgesprochenen Anarchismus kaum die Rede mehr.

Die Partei hat im Laufe des verflossenen Jahres zwei tüchtige Vorkämpfer unserer Sache auf amerikanischem Boden verloren: am 21. Januar Dr. A. Douai zu Brooklyn und am 15. April Jos. Diezgen zu Chicago.

Politische Nachrichten.

Ausländische Arbeiterblätter, wie der possibilistische „Parti ouvrier“ in Paris, fädeln von einem bevorstehenden allgemeinen Streik der Arbeiter Deutschlands, der, von Berlin ausgehend, sich über alle Industriefabriken des Reiches verbreiten würde. Wir brauchen wohl nicht weiter auszuführen, daß angesichts der kommenden Reichstagswahlen die deutschen Arbeiter besseres zu thun haben, als ihre paar Rothgroschen in derartigen aussichtslosen Unternehmungen zu verplempern, wie es ein „allgemeiner“ Streik ist.

Unser Genosse Schlüter, einer der nach der Ehrenberg-Schröder-Affäre aus der Schweiz Ausgewiesenen, gedenkt London zu verlassen und sich in der neuen Welt ein neues Heim zu gründen. Die besten Wünsche der deutschen Freunde werden ihn auch dahin begleiten.

Der „Fränkische Kurier“ läßt sich aus Belgrad telegraphiren: „Der neue serbische König Alexander berieth um 12 Uhr längere Zeit mit Nikitsch im Ministerium des Aeußeren.“ Der König ist ein zwölfjähriger Knäblein, das wahrscheinlich noch mit Bleisoldaten spielt und sich offenbar weit mehr an Lebkuchen als an der politischen Weisheit des Ministers Nikitsch beieckert. Es gehört doch ein kolossaler Grad von Servilismus dazu, von einem Kinde, das in Deutschland als Bourgeoisprohling in der Lateinschule, als Proletariertind in irgend einer Fabrik als jugendlicher Arbeiter thätig sein würde, in die Welt

hineinzulügen, daß er in Staatsangelegenheiten mit dem Minister „beräth.“

Bill Bismard, der zweite Sohn seines Vaters, in seiner Eigenschaft als neuernannter Regierungspräsident von Hannover macht ernstliche Anstrengungen, den Staat zu retten. Eine seiner ersten diesbezüglichen Arbeiten besteht in dem Verbot des Flugblattes mit der Ueberschrift: „An die Wähler des 8. Hannoverschen Wahlkreises! Arbeiter! Landleute!“

Beschlagnahme wurde die „Berliner Volkszeitung“ vom 9. d. Mts. wegen eines Leitartikels über Kaiser Wilhelm I. Nach Manuskripten fand eine Hausdurchsuchung im Redaktionsbureau, sowie in der Wohnung des Redakteurs Dr. Mehring, Derfflingerstraße 23, statt.

Aufruf an alle Arbeiter Deutschlands! Durch das Ansinnen der Berliner Innungsmeister, unseren mit Mühe und Opfern aller Art geschaffenen und aufrecht erhaltenen Fachverein aufzugeben, waren wir gezwungen, in den Kampf für unsere Rechte einzutreten. Nicht in dem Innungsgefechten-Ausschuss, sondern in der freien Organisation erkennen wir das Mittel, unsere Arbeiterinteressen den Meistern gegenüber in würdiger und wirkungsvoller Weise zu vertreten, und alle urtheilsfähigen und klassenbewußten Arbeiter haben uns heigestimmt und uns freudig und nach Kräften unterstützt, wofür wir unseren wärmsten Dank aussprechen. Schon 10 Wochen harren wir muthig aus und noch fühlen sich die Meister nicht bewogen, den empörenden Revers zurückzuziehen. Mit schweren Geldkosten ist es ihnen gelungen, einen Theil Arbeitskräfte aus entlegenen Distrikten heranzuziehen, in der Absicht, die tüchtigen Arbeitskräfte, mit denen sie jahrelang gearbeitet und deren Fleiß und Gesundheit ihren Wohlstand vermehrt haben, aus Berlin zu drängen. Die schwarze Liste, die sie ausgegeben haben, soll denselben auch anderwärts ein Unterkommen unmöglich machen.

Arbeiter, dank Eurer Hilfe haben wir bisher mit unseren Familien diesem Vorgehen der Innungsmeister Widerstand geleistet und unsere Sache, die auch die eure ist, aufrecht erhalten können. Wir hoffen, daß ihr auch in Zukunft eure Schuldigkeit thut, damit wir unseren Fachverein wie bisher hochhalten können, als ein Zeichen unserer gemeinsamen Interessen und als ein Zeugnis für euren Solidaritätssinn. Laßt die Hoffnung nicht zu Schanden werden; wir sind bereit auszuhalten. Die ausgesperrten Steinmeßen Berlins. J. A.: J. Jeschky. Adressen: Robert Rogot, Steinmeß, Dammwegstr. 16, Hof 4 Tr. Joseph Jeschky, Steinmeß, Melandthofstr. 5, Hof 1 Tr. Arbeiterfreundliche Blätter werden um Abdruck ersucht. (Reichstag siehe Beilage.)

Briefkasten.

Steinfener Berlin. Um Mittheilung der Adresse des Vorstandes des Vereins zur Wahrung u. f. w. wird ersucht.
Stuttgart. Besten Dank für Ihr Schreiben, dem wir aber nicht beistimmen können und das wir darum auch nicht abdrucken.

Restaurant
Rud. Wendt
116 Dresdenerstrasse 116
zwischen Oranienplatz u. Bulwerstr.
Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
Speisen in großer Auswahl.
Arbeitsnachweis für Tischler, Schlosser, Maler,
Dresdler und Buchbinder.
Billard und Regalbahn zur Verfügung.

Zeitungen, Bücher!
Berliner Volkstribüne, Volksfreund,
Franz. Revolution, Neue Zeit von Dietz,
Berl. Arbeiterbibliothek, Internationale
und Volksbibliothek, sowie sämtliche
wissenschaftliche und Modechriften liefert
frei ins Haus

R. Busch,
Linienstr. 2, Hof 1.

Cigarren u. Tabake
reichhaltiges Lager
von
C. Klein.
15. Nitterstraße 15.
Dasselbst Zahlstelle der Gärtler u. Bronceur (G. H. 60.)

Empfehle meine Glaserei, Spiegel-
und Bildereintrahmung. Verkauf von
Bildern bewährter Volksmänner.
Bestellungen nach Auswärts werden
prompt bejorgt.

Carl Scholz,
Glasmeister,
Wrangeistraße 32.

Quittungsmarken & Kautschukstempel-Fabrik
von
Conrad Müller
Schkeuditz-Leipzig
empfiehlt sich allen Arbeitervereinen,
Stranzenklassen u. f. w.
Ausführung sauber und schnell.
Preislisten gratis und franko.

Sieben erschienen und durch mich zu
beziehen:
Spaziergänge eines Atheisten.
Ein Pfadweiser
zur Erkenntniß der Wahrheit.
Polemische und Akademische
von Ferdinand Seigl. Preis Mark 1.20.
Nach auswärts gegen Einsendung von
Mark 1.40 in Briefmarken franko.
L. Langer, Buchhandlung,
Chemnitz, Brühl- u. Linienstr.-Ecke.
Vorräthig:
Berliner Arbeiterbibliothek Heft 1-3.

Verband
deutscher Zimmerleute
sämtlicher Lokalverbände Berlins.
Große General-Versammlung
Sonntag, den 17. März, Vormittags 10 Uhr,
im Neuen Klubhaus, Kommandantenstr. 72.
Tagesordnung:
1. Wahl der Delegirten zum diesjährigen
Landwerkstage.
2. Ertheilung der Entlastung, betreffend die
Abrechnung der auf Listen eingegangenen Beträge
an die Beauftragten der Bewegung von 1889.
3. Verschiedenes.
Es ist Ehrensache eines jeden Mitgliedes,
unbedingt zu erscheinen.
Nur Quittungsbuch legitimirt.

Allgemeine Versammlung
sämtlicher in der
Tabak-Branche beschäftigten
Arbeiter und Arbeiterinnen
Berlins.
Dienstag, den 19. März, Abends 8 1/2 Uhr,
in Breners Salon, Gr. Frankfurterstr. 74/75.
Tagesordnung:
1. Anträge zum Kongreß der Tabak-Arbeiter.
2. Wahl der Delegirten.
3. Verschiedenes.
Die Kommission.
J. A.: Karl Hobus.

Berliner Arbeiterbibliothek
Herausgegeben von **Max Schippel.**
Es liegen nunmehr Heft 1-3 vor.
Heft 1: **Ein sozialistischer Roman.** (2. Auflage) Nach dem
Amerikanischen von **Edward Bellamy.** 32 Seiten. Preis 15 Pf.
Heft 2: **Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung**
für die Arbeiterbewegung. Von **Max Schippel** - Berlin.
32 Seiten. Preis 15 Pf.
Heft 3: **Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart.**
Von **Clara Zetkin-Paris.** 40 Seiten. Preis 20 Pf.
Besonders geeignet für Arbeiterbibliotheken, Bildungs-
und sonstige Vereine.
Bei größeren Bestellungen hoher Rabatt.
Bestellungen sind zu richten an die bekannten Kolporteur und Buchhändler oder an den
Verlag der „Berliner Volks-Tribüne“, Berlin, Oranienstr. 23.

Große
öffentliche Tischlerversammlung
Montag, den 18. März, Abends 8 Uhr,
im Lokale **Sansjonei**, Kottbusstr. 4a.
Tagesordnung:
1. Die Stellung der Berliner Tischler zu den Beschlüssen des allgemeinen
Tischlerkongresses zu Braunschweig. Referent: Theodor Glocke.
2. Diskussion.
Der Einberufer.

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin
von
Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.
Reelle Waare. Prompte Bedienung.

Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete
Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft
der Schneider zu Berlin (E. G.)
30 Zimmerstrasse 30
empfiehlt sich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben
jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe.
Reelle Bedienung, guten Sty, solide Preise garantiert der Vorstand.
Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahr- und Sommerpaletots,
aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise!

Am heutigen Tage eröffne ich ein
Cigarren- und Tabakgeschäft.
Mathilde Wilschke,
SW., Zunkerstraße 1.
Bitte mich in meinem Unternehmen zu unterstützen.

Gold- und Silberwaaren
zu Fabrikpreisen.
Grosse Auswahl goldener Ketten, Armbänder, Kreuze, Medaillons,
Broches und Ohrringe, sowie in Golddoublet und Silber. Spezialität: Fabrik
massiver Ringe, Lager in goldenen Damen-Uhren, Korallen,
Granaten und Silbersachen. Korallenschnüre in den schönsten
Farben und grosser Auswahl bei billigster Preisberechnung.
Trauringe à Ducaten 11 Mk.
Eigene Werkstatt für Neuarbeiten und Reparaturen.
Aug. Schulze, Goldarbeiter
BERLIN,
35. Kommandantenstr. 35, 1 Treppe.
Bitte genau auf Firma und Hausnummer zu achten.

Bebel u. Liebknecht auf einem Bilde.
Preis 50 Pf. Wiederverkäufeln Rabatt. Zu haben bei
B. Kohlhardt, Brandenburgstr. 56.
H. Hoffmann,
Kaiserstrasse 4.
Jeden Mittwoch frische Blut- und Leberwurst.
Billard zum Bierauspielen steht zur Verfügung.
Nesterhandlung. Billige Nester z. Einsegn.-
Anzügen, sowie z. kleinen u. großen Hosen. —
Gauskleider, Plüsch, Sammet, Atlas, Spitzen zc.
Karle, Lantierstr. 1.
Eine freundl. Schlafstube zu vermieten
Waldbornstr. 3, vorn 4 Tr., bei Dieter. z. 1 April.

Allgemeiner
Metallarbeiter-Verein
Berlins und der Umgegend.
Grosse Versammlung
Montag, den 18. März, Abends 8 Uhr,
in Klem's Volksgarten, Halenshalde 14 u. 15.
Tages-Ordnung:
1. Vortrag des Herrn Dr. Paul Ernst. Thema:
Arbeitslohn und Arbeitszeit.
2. Diskussion. Aufnahme neuer Mitglieder.
3. Verschiedenes. Fragelasten.
Gäste haben Zutritt.
Um recht zahlreichen Besuch bittet
Der Vorstand.

Fachverein der Buchbinder.
Montag, den 18. März, Abends 9 Uhr,
Außerordentliche
General-Versammlung.
Tagesordnung:
1. Stellungnahme zu dem Artikel „Zentral-
verband oder Kartell“ in Nr. 10 unseres Organs.
2. Wahl der Delegirten zum Verbandstage.
3. Ergänzungswahl zum Vorstande.
4. Verschiedenes und Fragelasten.
In Anbetracht der wichtigen Tagesordnung ist
es Pflicht eines jeden Mitgliedes, pünktlich zu
erscheinen.
Mitgliedsbuch legitimirt.

Freie Vereinigung der Vergolder
und **Fachgenossen.**
Montag, den 18. März, Abends 8 1/2 Uhr,
in Scheffers Salon, Inselstr. 10.
Mitglieder-Versammlung.
Tages-Ordnung:
1. Bericht der Kommission über die Lohnstatistik.
2. Aufnahme neuer Mitglieder.
3. Verschiedenes.
Gäste willkommen.

Verein der Sattler
und **Fachgenossen.**
Sonntag, den 17. März:
Gemüthliches Beisammensein
der Mitglieder nebst Familien in Gratweil's
Bierhallen, Kommandantenstraße 77-79 (oberer
Saal). Anfang 7 Uhr. Das Komitee.

Hannover.
Allen Kollegen zur Nachricht, daß sich unser
Arbeits-Nachweis nur Bergstraße Nr. 9
in der Herberge befindet, und ist derselbe geöffnet
an den Wochentagen von 7 1/2-8 1/2 Uhr Abends
und Sonntags Vormittags von 10-11 Uhr.
Wir ersuchen daher alle Kollegen, welche nach
hier zugereist kommen, sich nur an obige Adresse
wenden zu wollen.
Die Arbeits-Nachweis-Kommission
der **Tischler-Gesellen**
Hannover-Linden.

Arbeitsnachweis
der **Maler**
früher Mitterstr. 123 bei Sodtke, jetzt
Dresdenerstr. 116 (Restaurant Wendt).
Jeden Abend von 8-9 Uhr (außer Sonnabends)
und Sonntags Vormittag von 10-12 Uhr un-
entgeltliche Arbeitsvermittlung.
Die Bevollmächtigten der Filiale I,
Arbeitsnachweis für Tischler.
Der vom Fachverein der Tischler begründete
Arbeitsnachweis befindet sich vom 1. Februar ab
Dresdenerstraße 116,
im Restaurant Wendt. Die Arbeitsvermitte-
lung geschieht für Meister und Gesellen (auch
Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich.
Die Adressenausgabe erfolgt an Wochentagen
von 9 bis 11 Uhr Abends, Sonntags
von 9 bis 11 Uhr Vormittags. Da sich
die vier Kassirer der „Ordnungskasse der Tischler
und Pianoarbeiter Berlins“ verpflichtet haben,
sich ihrerseits jeder Adressenausgabe zu enthalten,
ersuchen wir, nur den obengenannten Ar-
beitsnachweis zu benutzen. Der Vorstand.

Der Arbeitsnachweis
der
Glavierarbeiter
befindet sich nach wie vor Waldbornstr. 61 im
Restaurant Pfister. Die Adressenausgabe findet
jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags
Vormittags von 10-11 1/2 Uhr, sowohl an Mit-
glieder wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich
statt.

Zum 18. März.

Ihr steht, im Kampfe für das Recht,
Um Eurem Vaterland zu nützen,
Vertraut: ein kommendes Geschlecht
Wird das, was Ihr erstrebt, besitzen.

Ist endlich nun die Saat gereift?
Erug edler Tod auch edle Früchte?
Sind alle Fesseln abgestreift?
— Die Todten sitzen zu Gerichte! —

Was sehen sie? — Gar schneidend zieht
Ein Nordwind durch des Landes Gauen,
Vor Jörn ihr Aug', die Wange glüht:
Sie können nicht die Freiheit schauen!

Sie sehen Menschen, der einst fest
In ihrer Fahne hat gestanden,
Wie er das Banner sinken läßt,
Sich schamlos spreizt in gold'nen Banden.

Da hören fern Gemurmel sie —
Nur flüstern darf das Volk in Wäsen,
Doch das vergißt der Freiheit nie,
Das nährt sie warm an seinem Busen.

Nein! Nicht vergessen seid Ihr schon,
Und nicht umsonst seid Ihr gestorben:
Des Proletariats junger Sohn
Wird für die Freiheit angeworben!

Der schwört an Eurem Grabe heut,
Zu wanken nicht, und nicht zu weichen,
Er streitet heut und alle Zeit
Nur in der Freiheit Wehr und Zeichen!

Der vierte Stand ist aufgewacht —
Stolz schreitet er dem Ziel entgegen
Durch Wettersturm, durch dunkle Nacht:
Ihr Todten gebt ihm Euren Segen!

Albert Auerbach.

[Nachdruck verboten.]

Der Bettler.

Ein Nachtstück aus der besten der Welten.

Gleich so vielen Anderen, hatte auch er, obgleich jetzt elend und hilflos, in seiner Jugend, in der Jeder den Himmel offen sieht und der Meinung ist, daß ihm die ganze Welt offen stehe, bessere Tage erlebt. Aber er hatte das Unglück, früh seine Eltern, die schnell hintereinander starben, zu verlieren und eine Waise zu werden.

Dies war sein erstes Mißgeschick; doch ein Unglück kommt nie allein, es hat gewöhnlich in seinem Gefolge noch ein größeres, und dies traf ihn.

Im Alter von fünfzehn Jahren wurde er von einem Wagen, der mit zwei Pferden bespannt war und im tollen Jagen dahingerollt kam, auf der Straße nach D. überfahren und ihm beide Beine gebrochen. Seit dieser Zeit bettete er und schleppte sich die Straßen entlang und spricht, zwischen seinen beiden Krücken hängend, in den umliegenden Dörfern auf den Bauernhöfen um eine milde Gabe an.

Als Kind wurde er von dem Pfarrer eines Kirchdorfs bei dessen Nachhausefahrt in einem Straßengraben liegend aufgefunden; dieser nahm ihn mit sich, erzog ihn auf seine Weise, und gab ihm, da er den Namen seiner Eltern nicht anzugeben vermochte, den Namen Michael Krummbein, ließ ihn jedoch sonst ohne irgend welchen Schulunterricht. Durch den Genuß von Branntwein, zu dem er durch schlechte Gesellschaft verführt wurde, sank er vollends herab, er wurde ein Landstreicher, der nichts anderes zu thun weiß, als die Hand auszustrecken.

Früher überließ ihm eine Frau v. A., die Besitzerin eines Gutes, auf diesem ein Nachtlager; es war dies ein Verschlag voll Stroh in der Nähe des Hühnerstalles, nicht weit vom Gehöfte, welches zum Gute gehörte. Michael war hier auch sicher, in den langen Hungertagen in der Küche öfter warmes Essen, ein Stück Brot und einen Topf mit Milch zu finden, und häufig erhielt er noch einige Pfennige, die ihm die alte Dame entweder vom Balkon oder aus einem Fenster ihres Zimmers zuwarf. Jetzt war auch diese seine Wohlthäterin gestorben, und er stand, da sich Niemand seiner annahm, mit seinem Elende hilflos und verlassen in der Welt da.

In den Dörfern, die er nun bettelnd durchzog, gab man ihm wenig; man kannte ihn nur zu gut, und war seiner in den vierzig Jahren, die man ihn von einem Gehöfte zum anderen seinen mit Lumpen behangenen und verkrüppelten auf zwei Krücken hängenden Körper schleppen sah, herzlich müde und überdrüssig. Dennoch wollte er nicht fortgehen, weil er auf der ganzen Welt nichts weiter kannte, als diesen Winkel Erde, diese drei oder vier Dörfer, in denen er sein elendes Dasein fristete. Er hatte seinem Bettelthum eine Grenze gezogen und würde niemals den Entschluß gefaßt haben, den Kreis, an den er sich einmal gewöhnt hatte, zu überschreiten.

Er wußte nicht, ob die Welt sich noch weiter hinter den Bergen und Wäldern, die seine Aussicht immer hinderten, erstreckte und fragte auch nicht darnach. Und wenn die Bauern, müde, ihn an der Grenze ihrer Felder oder den Rand ihrer Gräben entlang gehen zu sehen, ihm zuriefen: „Warum gehst Du auch nicht einmal in

andere Dörfer und nimmst die in Anspruch, anstatt immer hier Dich fortzuschleppen und uns zu belästigen?“ — dann antwortete er nicht auf diese Frage, er war von einer unbestimmten Furcht vor etwas Unbekanntem ergriffen, der Furcht des Armen, der tausend verschiedene Dinge fürchtet, die neuen Gerichte, die Beschimpfungen, die scheelen und mißtrauischen Blicke der Leute, die ihn nicht kannten, und den Gensdarmen, der die Straßen durchzieht und der ihn instinktiv hinter ein Gebüsch oder einen Steinhaufen verschwinden ließ.

Wenn er in der Ferne, von den Sonnenstrahlen beleuchtet, die Fiedelhaube des Gensdarmen erglänzen sah, fand er plötzlich eine eigenhämliche Beweglichkeit, die Beweglichkeit eines geängstigten, gehezten Thieres, welches, um seinem Verfolger zu entgehen, ein Versteck sucht. Er ließ sich von seinen Krücken heruntergleiten, gleich einem Lappen fallen, rollte sich zu einer Kugel zusammen, wurde ganz klein und seiner Meinung nach unsichtbar, indem er seine Lumpen mit der Erde verwechselte.

Uebrigens hatte er niemals etwas mit den Gensdarmen zu thun, niemals kam er mit ihnen in irgend welche Berührung. Aber es rollte die Furcht vor ihnen in seinen Adern, gleich als ob diese ein ihm von seinen Eltern, die er übrigens niemals gekannt hatte, überkommenes Erbtheil wäre.

Er hatte keinen Zufluchtsort, kein Dach, keine Hütte, keinen Schutz gegen die Unbilden des Wetters, im Sommer schlief er überall, im Winter schlief er sich in die Heimen und Stallungen mit wahrhaft wunderbarer Geschicklichkeit ein und verschwand immer, bevor man seine Gegenwart nur ahnte. Er kannte jeden Schlupfwinkel und jedes Loch, um in die Wohnungen einzudringen; und die Handhabung seiner Krücken hatte ihn zu einer solch wunderbaren und überraschenden Geschicklichkeit gebracht, daß er nur durch die Kraft seiner Fäuste bis auf die Heuböden kletterte, auf denen er, ohne sich zu rühren, oft vier bis fünf Tage sein Domizil aufschlug, sofern er für diesen Zeitraum genügenden Vorrath zu seinem Unterhalt auf seinem Bettelgang gesammelt hatte.

Er lebte wie die wilden Thiere des Waldes, mitten unter Menschen, er kannte Niemanden und liebte Niemanden, bei den Bauern erregte er nur gleichgültige Verachtung und nur gezwungen gewährten sie ihm zuweilen Gastfreundschaft und Obdach.

Man hatte ihm den Spitznamen „Pendel“ gegeben, weil er zwischen seinen beiden Krücken hin und her schwebte, wie der Pendel in dem Gehäuse einer im Gange befindlichen Wanduhr.

Seit zwei Tagen hatte er nichts gegessen, keiner wollte ihm mehr eine Gabe reichen, denn Niemand wollte endlich von ihm etwas wissen. Die Bauerfrauen auf ihren Thürschwelle schrien ihm, so wie sie nur von Weitem seiner ansichtig wurden, zu:

„Willst Du gleich fort, Du Hund, Du Scheusal! Es sind noch nicht drei Tage her, daß Du von uns ein Stück Brot erhalten hast!“

Und er schleppte sich auf seinen Krücken bis zum nächsten Hause, wo er einen Empfang gleicher Art hatte.

Die Frauen erklärten ihm von einer Thür zur anderen:

„Man kann doch diesen Taugenichts, diesen Halunken nicht das ganze Jahr hindurch füttern!“

Und dennoch hatte dieser Taugenichts, dieser Halunke Hunger und mußte, um diesen zu stillen, etwas genießen.

Er hatte bereits die meisten der Dörfer, welche er auf seinen Zügen zu besuchen pflegte, durchwandert, ohne von irgend Jemandem auch nur einen Pfennig oder eine Brotrinde erhalten zu haben. Es blieb ihm nur noch die Hoffnung auf eins übrig, bis zu welchem er aber eine Strecke von nahezu zwei Meilen zurückzulegen hatte, dabei fühlte er sich so müde, daß er sich kaum weiter zu schleppen vermochte, zumal da sein Magen so leer war, wie seine Tasche.

Trotz alledem machte er sich dennoch dorthin auf den Weg.

Es war im Dezember; ein kalter mit Schnee und Regen durchmischter Wind wehte über die Felder und pfliff in den kahlen Resten der Bäume; die Wolken, die niedrig und finstern dahinzogen, vor sich her treibend. Der Krüppel, dieses Unwetter nicht achtend, bewegte sich langsam fort, seine Krücken, eine nach der anderen, mühsam vorwärts setzend, indem er sich auf das verkrümmte Bein stützte, welches ihm geblieben war und in einen mit einem Felsen bekleideten Klumpfuß endigte.

Hin und wieder setzte er sich auf einen der an den Straßengraben liegenden Steine nieder, um kurze Zeit zu ruhen; dann machte er sich, vom Hunger gepeinigt, der ihm alle Bestimmung raubte und ihm eine unbestimmte Furcht einflößte, wieder auf den Weg, nur von dem Gedanken gefoltert: „Essen“, aber er wußte nicht auf welche Weise.

Endlich, nach unfäglicher dreistündiger Anstrengung, sah er die Gebäude und Bäume des Dorfs, welches er zu erreichen beabsichtigte, und beschleunigte nun, soviel er es vermochte, seine Bewegungen.

Der erste Bauer, dem er begegnete und den er um ein Almosen ansprach, entgegnete in rauhem Tone:

„Da bist Du ja wieder, Du alter Landstreicher. Werden wir denn Dich niemals los werden?“

Der „Pendel“ entfernte sich schweigend. Vor jeder Thür, an der er ansprach, wurde er mit Schimpfreden empfangen und fortgejagt, ohne irgend welche Gabe erhalten zu haben. Dennoch setzte er geduldig und eigensinnig seinen Gang fort, erhielt aber weder ein Stück Brot noch irgend eine Münze.

Nun besuchte er die abseits vom Dorfe belegenen Gehöfte der wohlhabenderen Bauern, wobei er, um diese zu erreichen, über das vom Regen aufgeweichte Ackerland gehen mußte und so geschwächt wurde, daß er seine Krücken kaum erheben konnte. Auch hier erhielt er nichts; überall jagte man ihn fort. Es war einer jener kalten und traurigen Tage, an denen auch das menschliche Herz erkaltet, sich Jedermanns eine gereizte mütterliche Stimmung bemächtigt, und die Hand sich nicht öffnet, weder zum Geben noch zum Helfen.

Nachdem „Pendel“ seine Besuche in allen Gehöften beendigt hatte, setzte er sich auf einen Stein am Straßengraben, nahe an dem Gehöfte des Bauern Karl Horn, nieder. Lange Zeit saß er so unbeweglich, von Hunger und Ermattung gequält, unfähig, um tiefer in sein grenzenloses, unermeßliches Elend einzudringen.

Er wartete; er wußte selbst nicht, auf was. Er wartete mit jener unbestimmten Erwartung, welche jedem Menschen innewohnt, an der Ecke dieses Gehöftes in Schnee und Regen, im eisigen Winde, auf jene geheimnißvolle Hilfe, welche man immer vom Himmel oder von den Menschen erwartet, ohne sich dabei die Frage über das Wie und Warum, noch durch wen und von wem sie ihm kommen soll, vorzulegen. Eine Schaar Hühner, welche in der Erde pickte, die ja, gleich einer liebenden Mutter, alle Wesen nährt, trippelte vorüber. Jeden Augenblick pickten sie mit ihren Schnäbeln sei es ein Krümchen oder ein Insekt auf und setzten dann ihre Suche langsam und sicher fort.

„Pendel“ sah ihrem Treiben gedankenlos und stumpfsinnig zu; dann durchlief ihn früher im Bauche das Gefühl als im Kopfe der Gedanke, daß er, wenn er im Besitze eines dieser Thiere sein möchte und es sich zubereiten könnte, seinen Hunger stillen und er ein wohlgeschmeckendes Essen haben würde.

Der Gedanke, daß er hierdurch einen Diebstahl zu begehen im Begriff sei, rührte ihn gar nicht und stieg gar nicht einmal in ihm auf. Mit raschem Entschluß ergriff er einen in seiner Nähe liegenden Stein und warf ihn mit so großer Sicherheit nach der ihm zunächst stehenden Henne, daß diese sofort umfiel und nach einigen schwachen Bewegungen mit den Flügeln verendete. Die übrigen Hühner flüchteten, als sie dies sahen, so eilig sie konnten und Pendel machte sich, indem er wieder auf seine Krücken stieg, auf den Weg, um seine Jagdbeute aufzuheben und in seine Tasche zu stecken.

Als er in die Nähe der von ihm getödteten Henne kam und sie an sich zu nehmen im Begriff war, erhielt er plötzlich einen so heftigen Stoß in seinen Rücken, daß er von seinen Krücken herabfiel und mehrere Schritte weit fortrollte. Der genannte Bauer Horn, außer sich, stürzte sich auf den Dieb, den er mit Fiebern überdeckte; er schlug so unsinnig, wie bestohlene Bauern es zu thun pflegen, mit den Fäusten und den Knien auf den ganzen Körper des Schwachen ein, daß dieser, der durch den plötzlichen Ueberfall vom Schrecken wie gelähmt war, an eine Vertheidigung seinerseits gar nicht denken konnte.

Hierauf kamen noch die auf dem Gehöfte des Bauern beschäftigten Arbeiter und Knechte herbei und schlossen sich, um den diebischen Bettler todzuschlagen, ihrem Herrn an. Nachdem auch sie des Schlagens auf den regungslos Daliegenden müde waren, hoben sie ihn auf, trugen ihn fort und sperrten ihn in den Holsstall, bis ihn der Gensdarm, nach dem der Bauer geschickt hatte, abholen würde.

„Pendel“ blieb, halbtodt, blutend, vor Frost klappernd und vom Hunger verzehrt auf dem Boden seines vorläufigen Gefängnisses liegen. Der Abend kam heran, dann die Nacht und dann der Morgen. Niemand hatte ihm während der ganzen Zeit etwas zu essen gereicht und der Hunger wühlte in seinen Eingeweiden.

Gegen Mittag kam der Gensdarm und öffnete vorsichtig die Thür, da er einen Widerstand erwartete, denn Horn hatte ihm gesagt, daß er von dem Bettler, als er ihn bei dem von ihm verübten Diebstahl ertappt habe, angegriffen worden sei, und sich seiner nur mit Mühe habe erwehren können.

Der Gensdarm rief: „Vorwärts, aufstehen!“

„Pendel“ konnte sich jedoch nicht mehr rühren, er versuchte zwar sich auf seinen Krücken emporzuheben, aber es gelang ihm nicht. Man war der Meinung er verstelle sich, er gebrauche eine List und es sei nur böser Wille von ihm. Als alles Zureden seitens des Gensdarmen nichts fruchtete, faßte dieser, ein großer, kräftiger Mann, ihn dorthin an und stellte ihn so auf seine Krücken.

Die Furcht ergriff „Pendel“, jene Leuten seiner Art, eigenhämliche Furcht vor weißem Lederzeug und Fiedelhauben; es ist jene Furcht des Wildes vor dem Jäger, der Maus vor der Kage, und nur durch fast übermenschliche Anstrengung gelang es ihm, stehen zu bleiben. „Auf den Weg! Marsch!“ kommandirte der Gensdarm.

„Pendel“ ging. Alle Arbeiter des Geschäftes hatten sich gefammelt und sahen ihm nach. Die Weiber zeigten ihm die Faust; die Männer hohnlächelten, beschimpften ihn; kein Mitleid, kein Erbarmen, man hatte ihn endlich gefangen! Gute Befreiung!

Er entfernte sich, sich neben dem Gensdarmen auf seinen Krücken fortbewegend. Er fand in seiner Verzweiflung die Kraft, welche er, verdammt, nicht mehr wissend, was mit ihm geschah oder geschehen sollte, zu verwirrt, um für irgend etwas ein Verständnis zu haben, nötig hatte, um sich bis zum Abend fortzuschleppen.

Die Leute, denen man auf dem Wege begegnete, blieben stehen, um ihn vorbeigehen zu sehen, die Bauern aber sagten:

„Das ist irgend ein Dieb.“

Mit Anbruch der Nacht kam der Gensdarm mit ihm in der Kreisstadt an. „Pendel“ war noch niemals bis dahin gekommen. Er konnte sich in der That keine Vorstellung von dem, was mit ihm vorging und noch viel weniger über das, was weiter mit ihm geschehen würde, machen. Alle diese entsetzlichen und unvorhergesehenen Dinge, diese neuen Gestalten, die vielen Häuser und der Lärm der Stadt machten ihn bestürzt.

Er sprach kein Wort, da er nichts zu sagen hatte, auch nichts zu sagen wußte, denn er verstand nichts mehr. Uebrigens sprach er schon seit sehr vielen Jahren mit Niemandem mehr und hatte dadurch fast den Gebrauch der Sprache verloren; außerdem waren seine Gedanken zu verworren, als daß er sie in zusammenhängenden Worten hätte wiedergeben können.

Der Gensdarm lieferte ihn in das Gefängnis des Ortes ab; weder er noch der Gefangenwärter dachten daran, daß „Pendel“ zu essen nötig haben könnte, und so ließ man ihn bis zum folgenden Tage sitzen.

Als man am Morgen dieses Tages kam, um ihn zum Verhör zu führen, fand man ihn entseelt am Boden. Welch' eine Ueberraschung!

Die soziale Umwälzung im Spiegel der Dichtung.

B. W. Der bestehende Gesellschaftskörper befindet sich in einem Zustande der Selbstzerfetzung und Auflösung, welcher mit Nothwendigkeit zu einer neuen Gesellschaftsordnung führt.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Die soziale Umwälzung nahm ihren Ausgang von wirtschaftlichen Vorgängen, und auf wirtschaftlichem Gebiete liegen auch diejenigen Mächte, welche den Umschwung einst völlig durchführen werden. Doch irrtümlich ist die Meinung, der revolutionäre Strom, welcher die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts durchströmt, sei eine rein wirtschaftliche Bewegung, welche durch Sozialisierung der Produktion lediglich das Einkommen der Volksmasse erhöhen wolle. Die Umgestaltung, in welcher sich das heutige soziale Leben befindet, beschränkt sich keineswegs auf das materielle Gebiet und hat durchaus keinen bloßen „Magen-Sozialismus“ zum Ziel, sondern umfaßt die gesammte Kultur, betrifft auch das geistige und sittliche Leben. Zwar ist die auf Erhöhung des Einkommens gerichtete Arbeiterbewegung der physisch stärkste Theil des revolutionären Stromes, aber nur ein Theil desselben. Die anderen Theile, die gleichstrebenden Geschwister und Helfer der Arbeiterbewegung, sind die revolutionären Tendenzen in der neuzeitlichen Weltanschauung, auf religiösem und philosophischem Gebiete, in Naturwissenschaft und Geschichte, in Recht, Sittlichkeit und Sitte, sowie in der Kunst, insbesondere in der Dichtung.

Möge das Proletariat sich dieser Bundesgenossenschaft lebhaft bewußt werden, möge es seine Helfer auf den genannten Geistesgebieten mit Anerkennung und Treue behandeln und zum vollen Verständnis derselben vordringen! Alsdann werden sowohl in der Arbeiterschaft wie auf Seiten der revolutionären Denker und Dichter Kampfesmuth, Klarheit des Strebens und Stärke der Bewegung derart wachsen, daß vielleicht die soziale Erlösung der Volksmassen früher als sonst eintritt.

Bevor wir nun betrachten, wie sich unsere soziale Umgestaltung in der modernen Dichtung äußert und spiegelt, . . . zur Vorbereitung auf diese Betrachtung, empfiehlt es sich, zu untersuchen, wie überhaupt Dichtung entsteht, und wie es kommt, daß die öffentlichen Zustände und der Geist eines Zeitalters gestaltend einwirken auf die Dichtungen dieses Zeitalters.

1. Ueber Entstehung und Wesen der Dichtung.

Das dichterische Schaffen hat verschiedene seelische Ursachen, von denen wir nur die wichtigeren betrachten wollen.

Wenn dem Geiste eine neue oder nicht ganz bekannte Erscheinung gegenübertritt, wird derselbe zu einer forschenden Thätigkeit angeregt. So untersucht schon das Kind ein Ding, welches seine Aufmerksamkeit fesselt, betrachtet es von allen Seiten, beklopft und behorcht das Ding, sucht es in den Mund zu führen und zerstört es auch wohl, um das Innere kennen zu lernen. Solch forschende Thätigkeit verschafft dem Geiste ein deutliches Bild von dem Dinge; und mit diesem geistigen Abbilden, dieser Kenntnisaufnahme ist ein Gefühl der Befriedigung verbunden. Gewisse Naturen neigen nun dazu, in dem Gefühl der Befriedigung zu schwelgen. Eine Art aber dieses Schwelgens besteht in der Nachbildung; die Gegenstände des geistigen Interesses werden in irgend einer Weise nachgebildet, sei es durch Zeichnen oder Malen, sei es durch Gebarden

oder Töne, sei es mittels der Worte, welche Vorstellungen, Phantasiebilder erregen. So ist es dem Kinde ein Vergnügen, mit dem Stifte, durch Gebarden oder Worte nachahmend zu gestalten, was seinem Geiste eingeprägt ist. Eine der Triebfedern des Erzählens und Beschreibens, also auch des Dichtens, ist dieser auf der Kenntnissfreude beruhende Nachbildungstrieb.

Da aber die Dichter — das lehrt die Geschichte ihres Lebens und Wirkens — ihre Kenntnisse und Erlebnisse nicht als gleichwerthig betrachten, sondern aus deren Fülle mit Vorliebe diejenigen herausgreifen und zur Darstellung bringen, welche ihr Gemüth erschütterten, so muß das Dichten noch eine andere Triebfeder haben und zwar eine solche, welche mit den starken Gemüthsbewegungen, mit der Leidenschaft zusammenhängt. Dieser Triebfeder wollen wir nunmehr nachspüren. — Leidenschaftliche Gefühle pflegen mit einer gewissen Unruhe gepaart zu sein. Dieser Unruhe will sich das Gemüth begreiflicher Weise entladen; die seelischen Spannkraft, sozusagen, möchten sich entladen; die Leidenschaft will sich austoben. Ein stürmischer Thätigkeitsdrang ist daher die gewöhnliche Begleiterscheinung leidenschaftlicher Erregung. Bei gewissen Naturen äußert sich der Drang in heftigen Bewegungen, etwa der Lungenmuskeln oder der äußeren Gliedmaßen. So zertrümmert der Jörn, die überschwängliche Lust jauchzt, und bei wilden Völkern treibt die Unruhe, welche dem Kampfe vorhergeht, zu stimpfenden Tänzen und zum wilden Schütteln der Waffen. Bei Naturen, welche die Fähigkeit, zu gestalten, haben, äußert sich der Thätigkeitsdrang auch in Gestaltung. Und um so mehr finden dichterische Geister in der Gestaltung dessen, was sie leidenschaftlich erregte, Beruhigung, als die Gestaltung einer Begebenheit das Verständnis derselben fördert, Verstehen aber auf das Gemüth dämpfend, stillend zu wirken pflegt. Man kann diese Triebfeder zum Dichten gut an Götthe beobachten. Zu vielen Dichtungen wurde Götthe durch die Leidenschaft veranlaßt; er wollte das Gemüth von der Unruhe befreien.

„Und wo der Mensch in seiner Qual verstummt,
Sag ihm ein Gott, zu sagen, was er leidet.“

Und so schrieb Götthe, wie er selbst sagt, das Erlebte sich von der Seele herunter.

Doch bekanntlich haben die Dichter mit besonderer Vorliebe nicht bloß dasjenige gestaltet, was sie leidenschaftlich erregte; zahlreiche Dichtungen wurden durch Gefühle veranlaßt, denen die Unruhe durchaus fehlt, durch Gefühle von Zartheit, Sanftheit, harmonischer Schönheit oder ruhiger Erhabenheit. Folglich haben wir noch nach einer dritten seelischen Ursache des Dichtens zu suchen. — Unter dem Gewühle des Geschehens in uns und um uns bemerken wir zuweilen ein Bild oder ein Ereigniß, welches uns derart fesselt und ergreift, daß wir es von dem Extreme des Geschehens nicht forspülen lassen, sondern festhalten möchten; z. B. beim Anblick eines Stüdes Natur oder einer Einzelheit im Getriebe der menschlichen Gesellschaft überkommt uns eine Stimmung von so bezaubernder Schönheit oder so ergreifender Erhabenheit, daß wir uns gewissermaßen verlieben in diese Stimmung, dieselbe aus der allgemeinen Flucht des Gegenwärtigen retten möchten, damit ihr Zauber auch fürder unser Gemüth, womöglich auch die Gemüther anderer Menschen rühren könne. Wer nun dichterisch begabt ist, hat die Fähigkeit, das Bild, das Ereigniß, die Stimmung festzuhalten. Er thut es, indem er sich klar macht, worin das Wesentliche, das eigentlich Ergreifende besteht, indem er also in Gedanken den Gegenstand seiner künstlerischen Liebe sauber aus dem Beiwert der Wirklichkeit, gleichsam aus den Schladen herauslöst, vielleicht auch noch ergänzende Züge hinzukomponirt und alsdann diese innere Komposition, diese Vorstellungsmaße in treffende Worte übersezt. Werden diese Worte später von ihm oder von Anderen gelesen oder gehört, so entsteht in den Geistern jenes ergreifende Bild, jene bezaubernde oder erhabene Stimmung.

Dies dürften die wichtigsten seelischen Triebfedern sein, welche den Dichter zum Dichten treiben. Die erste der genannten Triebfedern hat die mindeste Wichtigkeit unter den Dreien, da sie für sich allein wohl kaum eine Dichtung von Bedeutung zu Stande bringt, sondern nur unterstützend, die Kraft der beiden anderen Geschwister fördernd wirkt. Diese beiden zuletzt betrachteten Triebfedern waren die Ursachen aller hervorragenden dichterischen Leistungen, und daher hat, wie wir alsbald sehen werden, ihre Natur einen besonderen Einfluß auf das Wesen der Dichtung.

Die Ursachen des Dichtens lassen uns das Wesen der Dichtung verstehen. Dasselbe läßt sich, soweit es für unsern Zweck in Betracht kommt, folgendermaßen beschreiben: Der Dichter erregt durch Worte in der Phantasie, in der nachschaffenden Einbildungskraft, bestimmte Bilder und im Gemüthe bestimmte Gefühle. Diese Phantasiebilder sind Nachbildungen von Stücken Wirklichkeit, sei es daß dieselben in der äußern Welt, sei es, daß sie in der geistigen Innenwelt vom Dichter bemerkt wurden. Und zwar bringt der Dichter gerade dasjenige zur Gestaltung, was für ihn von besonderem Gemüthsinteresse ist, was nämlich sein Gemüth stark und dichterisch schön ergreift. Was nun die dichterische Nachbildung betrifft, so giebt dieselbe die Wirklichkeit nicht genau, im Sinne der Photographie, wieder, sondern gleicht mehr einem gemalten Portrait. Bekanntlich sind ja die Photographien, obgleich sie die Umrisse und Schatten der wirklichen Person ganz getreu wiedergeben, oft sehr unähnlich, während ein gemaltes Bild, dessen Linienführung durchaus nicht so akkurat ist, zuweilen eine sprechende Ähnlichkeit hat. Woran liegt dies? Die Photographie bildet das Gesicht ab, wie es in einem einzelnen Augenblicke unter der Einwirkung

von allerlei Zufälligkeiten sich befand, während der Maler das Wesentliche des Gesichts, dasjenige, was den betrachtenden Menschen an dem Gesichte eigenartig und ausdrucksvoll erscheint, zu erfassen sucht und mit Hervorhebung wiedergiebt. So stellt auch der Dichter dasjenige von der Wirklichkeit dar, was ihm als das Wesentliche erscheint — in solchem Darstellen besteht das eigentliche Gestalten — und wegen dieser Gestaltung hat die Dichtung einen höhern Wahrheitsgehalt als das bloße Abschreiben der Wirklichkeit. Da endlich dasjenige, was den Dichter an einem Stücke Wirklichkeit, das er behandeln will, d. h. an seinem Stoffe, eigentlich interessiert, die Gefühle sind, welche davon angeregt wurden, so wird er sich bemühen, gerade diese Gefühlsseite des Stoffes besonders herauszuarbeiten, zur vollständigen Entwicklung die Gefühle zu bringen, welche der Stoff nur anregte, nur mangelhaft hervorrief. Um also aus einem bloßen Stoffe zur Dichtung zu werden, ist neben Andern auch nötig, daß der Stoff im Gemüthe des Dichters gewissermaßen untertaucht und von Gefühlen durchtränkt wird. Demnach hat die Gemüths-Eigenart, das Temperament des Dichters einen bedeutenden Einfluß auf die Dichtung. Diese Einsicht war es, welche Emile Zola ziemlich treffend sagen ließ: „Ein Kunstwerk ist ein Stück Natur, durch ein Temperament gesehen.“ Die That, welche der Stoff von Seiten des dichterischen Gemüths erfährt, ist zuweilen so bedeutend, daß derselbe Stoff, von verschiedenen Dichter-Temperamenten behandelt, durchaus unähnliche Dichtungen ergiebt. So macht die Beleuchtung aus derselben Landschaft ganz verschiedene Bilder: eine Landschaft erscheint anders im klaren Lichte der Mittagssonne, anders in der trüben Beleuchtung eines dunkelwolkigen Himmels, anders im Abendroth, anders unter dem vollen Monde, anders in finsterner Nacht. Wegen dieser Ähnlichkeit zwischen der Gemüthsthat, welche der Stoff von Seiten des Dichters erfährt, mit der Beleuchtung einer Landschaft, kann man die Gemüthsthat bildlich die dichterische Beleuchtung nennen.

Anmerkungen zum Vereinsrecht.

5. Von den Vereinen im Allgemeinen.

□ Begriffserklärung. Ein Verein ist eine freiwillige Vereinigung mehrerer Personen für längere Dauer zur Verfolgung eines gemeinsamen Zweckes unter einheitlicher Leitung.

So hat das Reichsgericht die Begriffserklärung durch das Erkenntniß vom 2. November 1888 in Sachen des Berliner Maurerprozesses festgesetzt.

Das Reichsgericht hat in diesem Urtheil auch noch festgestellt, daß die „Freiwilligkeit“ der Vereinigung dadurch nicht ausgeschlossen ist, daß die Mitglieder der Vereinigung von einer anderen Versammlung gewählt worden; denn nicht die Wahl sondern die freiwillige Handlung der Annahme der Wahl bilde die Vereinigung. Ferner wurde festgestellt, daß es darauf nicht ankommt, ob die Vereinigten sich den Zweck der Vereinigung selbst gesetzt, oder ob er ihnen anderweit aufgetragen sei.

Es können hiernach gewählte Kommissionen, wenn ihnen längere Dauer und das Vorhandensein einer Leitung nachgewiesen wird, als Vereine betrachtet werden. Das Reichsgericht hat dabei angenommen, daß die längere Dauer dann eintritt, wenn die Kommission die Versammlung, welche sie eingesetzt hat, überdauert. Doch ist die Bedingung der Dauer eine Thatfrage, über die der erkennende Richter jedesmal nach Lage der Umstände zu befinden haben wird. Es spielt da also wie auch in der Frage wegen der Leitung der Vereinigung das „Ermeßen des verständigen Richters“ die bekannte, den Arbeitern verhängnißvolle Rolle.

In Bezug auf die Leitung begegnen wir in dem angeführten Reichsgerichtserkenntniß dem Trugschlusse, daß da, wo ein gemeinsames Handeln hervortritt, auch das Vorhandensein einer Leitung unterstellt werden muß.

Die Unrichtigkeit dieses Schlusses braucht nicht erst erwiesen zu werden. Es kann ein gemeinsames Handeln in vielen Fällen auf eine vorhergegangene Anregung zurückgeführt werden, ohne daß der Anreger der Leiter der weiteren Handlung ist. Noch öfter liegen die Verhältnisse so, daß es nicht einmal einer Anregung bedarf, um eine Vereinigung, die einen bestimmten Zweck hat, zum gemeinsamen Handeln zu bewegen, weil die Richtung, in welcher die Handlung zu geschehen hat, klar daliegt und vielleicht die allein mögliche ist. Auch ist eine Besprechung über eine vorzunehmende Handlung, die zu einem Einverständnis führt, noch lange keine Leitung der Handlung.

Von einigen Untergerichten ist entschieden, daß die **Freiwilligkeit** der Vereinigung bei gewählten Kommissionen nicht vorhanden ist. Der Vereinsvertrag, der den Verein bildet, wäre hier nicht dem freien Willen der sich Vereinigenden überlassen, sondern ihnen durch einen fremden Willen auferlegt; die Vereinigten hätten nur ein Mandat. Diese Entscheidung setzt voraus, daß auch der im Vereinsvertrage zum Ausdruck kommende Zweck des Vereines ein freiwillig gesetzter und nicht nur freiwillig übernommener sein müßte. Das Reichsgericht hat sich dieser Auffassung nicht angeschlossen, wie aus den obigen Angaben zu ersehen ist. Da aber Vereinsachen nur ausnahmsweise zur Kenntniß und Entscheidung des Reichsgerichtes gelangen, so kann es auch ferner vorkommen, daß ab und an Entscheidungen in diesem letzteren, den Kommissionen günstigeren Sinne gefällt und rechtskräftig werden.

Das Vereinsstatut, die Satzungen des Vereines haben die Eigenschaften eines Privat-Vertrages der Mitglieder unter sich. Wie diese Statuten beschaffen sein müssen, was sie zu enthalten haben und welche Form man ihnen geben will, ist nirgends gesetzlich vorgeschrieben, sondern lediglich dem Ermessen der beteiligten Personen überlassen.

Mit Zustimmung sämtlicher Mitglieder kann ein Vereinsstatut jederzeit geändert, oder ganz oder theilweise außer Kraft gesetzt werden, ohne daß man auf den im Statut dazu vorgeschriebenen Weg angewiesen ist.

Mit Zustimmung sämtlicher Mitglieder kann auch jederzeit das Vereinsvermögen in anderer als statutenmäßiger Weise verwendet werden. Diese rechtliche Lage ist besonders dann von Wichtigkeit, wenn ein Verein in irgend einer Art verhindert ist, Sitzungen abzuhalten und doch über sein Vermögen verfügen möchte. Es kann dann die Zustimmung sämtlicher Mitglieder in geeigneter anderer Art beschafft werden. Doch muß die Zustimmung eine ausdrückliche sein, nicht eine die nur angenommen wird.

Vereine, welche sich weder auf öffentliche Angelegenheiten beziehen, noch politische Zwecke verfolgen, unterliegen den Bestimmungen der Vereinsgesetze nirgends.

In Bayern ist aber im Art. 12 des Gesetzes vom 26. Februar 1850 vorgeschrieben, daß auch solche Vereine, deren Zweck sich nicht auf öffentliche Angelegenheiten bezieht, wenn sie Vorsteher und Satzungen (d. h. doch eine Leitung und einen bestimmt ausgesprochenen Zweck) haben, sich der Polizei zu melden haben. Nach der an der Spitze dieses Aufsatzes gegebenen Begriffserklärung wäre eine Vereinigung, die keinen Vorstand und keine Satzungen hat überhaupt kein Verein.

Das bayerische Vereinsgesetz zeichnet sich durch Unbestimmtheit der Begriffe und Unverständlichkeit der Bestimmungen aus, so daß dort die mit der Ausführung des Gesetzes beauftragte Behörde auf Anfragen solcher Personen, die wissen wollen, wie sie sich zu verhalten haben, um das Gesetz nicht zu verletzen, öfters die Antwort erteilen muß, daß ein Bescheid nicht erteilt werden kann, weil die Behörde selbst den Sinn des Gesetzes nicht zu ergründen weiß.

So steht z. B. im Artikel 13 eine Bestimmung die lautet: Wenn ein nicht politischer Verein zugleich politische Zwecke verfolgt u. s. w., was wohl als vollkommener Widerspruch in sich selbst angesehen werden kann, denn sonst nimmt man an, daß ein Verein, der politische Zwecke verfolgt, ein politischer Verein ist.

Daß in den früher genannten deutschen Staaten, in welchen die Gestattung oder Nichtgestattung von Versammlungen lediglich unter unwirksamen papiernen Einschränkungen, in das Ermessen der Polizei gelegt ist, Vereine, die öffentliche oder politische Angelegenheiten erörtern oder auf sie einwirken wollen, nicht besser, sondern in der Regel noch etwas schlechter gestellt sind als die Versammlungen, ist wohl selbstverständlich. Auf den Wortlaut der papiernen Gewährleistungen des Vereinsrechtes kommt es dabei gar nicht an. Wir wollen also den Raum nicht verschwenden, daß wir anführen, daß ein Verein in Hamburg ohne Weiteres aufgelöst werden kann, wenn die Polizei annimmt, sein Zweck stehe mit der gesellschaftlichen Ordnung in Widerspruch; daß in den öfters genannten Staaten, in welchen der Bundesbeschluß vom 15. Juli 1854 gilt, alle Arbeiter-Vereine und -Verbrüderungen, welche „politische“, sozialistische oder kommunistische Zwecke verfolgen, verboten sind; daß in Braunschweig die Landesregierung ohne richterliches Verfahren einen Verein, der ihrer Ansicht nach der kirchlichen, gesellschaftlichen oder staatlichen Ordnung gefährlich wird, ohne daß eine Berufung möglich ist, auflösen kann; daß in Mecklenburg-Schwerin politische Vereine überhaupt nur mit „Erlaubnis“ des Ministeriums errichtet werden dürfen; daß in Baden Vereine, die nach Annahme des Ministers den Staatsgesetzen oder der Sittlichkeit zuwiderlaufen oder die „öffentliche Sicherheit gefährden“, ohne Weiteres verboten werden können; daß in Bayern Vereine von „jeder Polizeistelle“ geschlossen werden können, ohne den Richter zu belastigen, wenn sie nach Ansicht dieser Polizeistelle die „religiöse, sittliche und gesellschaftliche Grundlage des Staates zu untergraben drohen“: in allen diesen Staaten ist ein wirkliches Vereinsrecht der Bürger nicht vorhanden. Die Polizei läßt ihnen nach jedesmaligem Ermessen mehr oder weniger Spielraum. Bald wird die Leine etwas länger gelassen, bald ganz enge angezogen, wie der Laune in maßgebenden Kreisen es gerade beliebt.

Besondere Bestimmungen bestehen mit wenigen einzelnen Ausnahmen überall für Vereine, die sich mit öffentlichen, politischen oder sozialistischen Angelegenheiten beschäftigen.

Es ist ganz ungemein schwer, ja fast unmöglich, Begriffsbestimmungen für diese Worte zu geben.

Ueber den Begriff „öffentliche Angelegenheiten“ haben wir uns gelegentlich der Bemerkung über die „Versammlungen“ schon geäußert.

Der Begriff „politische“ Angelegenheiten ist womöglich noch unbestimmter.

v. Rönne sagt in seinem Staatsrecht:

„Die öffentlichen Angelegenheiten begreifen das ganze Gebiet der Verhältnisse, die über den Rechtskreis bestimmter physischer oder moralischer Personen hinausgehen und können nicht politische sein, insofern sie sich lediglich auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft, Technik, der Gewerbe oder der Religion bewegen. Sobald sie aber den Staat als lebenden Organismus angehen und Interessen berühren, welche den Staat als Inbegriff der Gesamtheit und als organische Persönlichkeit betreffen, werden sie politische.“

Nach dieser Erklärung muß man unter politischen Angelegenheiten Alles verstehen, was einwirken kann auf die äußere Politik oder auf die inneren Angelegenheiten des Staates, auf die Gesetzgebung und Verwaltung, die Verfassung, Rechtsprechung, das Verhältnis der Bürger zu dem Staat und seinen Behörden. Alle sozialen Fragen sind freilich ohne Weiteres nicht mit politischen Fragen gleichbedeutend, werden aber politische Fragen, sowie sie irgendwie mit dem Staat in praktische Beziehung treten und irgendwie auf die Gestaltung von Gesetzgebung und Verwaltung einwirken. Nach vielen Obergerichtsurteilen sind sozialpolitische Fragen sowohl Fragen der inneren als der internationalen Politik.

Es kann also eine sogenannte gewerkschaftliche Angelegenheit nach diesen rechtswissenschaftlichen und richterlichen Annahmen sehr gut eine öffentliche und eine politische Angelegenheit werden. Ganz abgesehen, ob eine rein gewerkschaftliche Forderung, die zwischen einem großen Kreise von Arbeitern und Unternehmern streitig wird, sich aber innerhalb einer Gewerkschaft hält, schon durch die Größe des Kreises eine öffentliche Angelegenheit werden kann, was wie wir früher ausgeführt haben, augenblicklich streitig ist, kann sie durch Einwirken auf andere, über den bestimmten Personenkreis hinausgehende Verhältnisse eine öffentliche Angelegenheit werden.

Wir wollen als Beispiel einen ganz unverfänglichen Fall anführen. Es ist öfters davon die Rede gewesen, die Arbeitszeit in Kontoren und Werkstätten so zu ordnen, daß die Arbeitspausen anders verteilt werden, daß man die Frühstücks- und Besperzeit ganz fallen läßt, die Mittagspause auf eine ganz kurze Zeit beschränkt und dann die Arbeitszeit um so früher schließt, um die Hauptmahlzeit nach beendeter 8-9 stündiger Arbeitszeit einzunehmen. Es ist hier nicht Veranlassung, die Vortheile oder Nachtheile dieser Zeiteinteilung zu erörtern, sie würde aber ohne Zweifel die Zeiteinteilung in den bürgerlichen Haushaltungen der Gemeinde, in welcher eine maßgebende Personenzahl diese bei uns neue Einrichtung einführen würde, weit über den Rechtskreis der bestimmten moralischen oder physischen Personen ändern und dadurch eine öffentliche Angelegenheit werden, obgleich sie von rein gewerkschaftlichem Standpunkte ausgegangen sein kann.

Wenn man dann, wie es ja unerlässlich wäre, auch noch verlangte, daß die Behörden des Staates, Post und andere Verwaltungen sich dieser neuen Zeiteinteilung fügen, so wäre die Frage auch eine politische geworden.

Es ist ein in rechtsunkundigen Kreisen viel verbreiteter Irrthum, der schon manchem Vereine das Leben gekostet hat, anzunehmen, es könnte eine gewerkschaftliche Frage nicht auch eine öffentliche oder gar eine politische Angelegenheit sein. Trotz vieler böser Erfahrungen tauchen solche unklaren Ansichten immer wieder auf bei solchen Personen, die mehr einem dunklen Drange folgen, als sich von bestimmt abgrenzenden Begriffsbestimmungen leiten lassen.

Das neue Lübecker Vereinsgesetz vom 15. September 1888 hat die Begriffsbestimmungen noch erschwert durch die Einziehung des Begriffes „sozialistische Vereine.“

Es wurde schon bei Berathung des Gesetzes von Seiten der dortigen Polizeiverwaltung selbst auf die Unbestimmtheit dieses Begriffes aufmerksam gemacht. Die spießbürgerlichen Gesetzgeber, befangen in der in ihren Kreisen evidenzhaften Sozialistenfurcht, der Furcht vor einem unbestimmten Etwas, das sie nicht kennen und nicht zu erkennen versuchen, achteten auf diese Warnung nicht und nahmen den Ausdruck an, weil sie meinten damit der schrecklichen Sozialdemokratie eine besonders gefährliche Wunde zu schlagen. Man verließ sich, wie in der Gesetzgebung eines größeren Staates, darauf, daß der verständige Richter schon das richtige treffen werde, wenn man auch selbst nicht weiß, was man eigentlich treffen will.

Der Richter hat dann in Lübeck auch schon Gelegenheit gehabt, sich darüber zu äußern, was er unter sozialistischem Verein versteht. Die Entscheidung ist (freilich erst in erster Instanz) ergangen. Sie lautet: „unter einem sozialistischen Vereine im Sinne des (Lübecker) Vereinsgesetzes, ist ein Verein zu verstehen, der sich als solcher mit Fragen beschäftigt, welche die Gesellschaft speziell im Hinblick auf die Reformbedürftigkeit ihrer wirtschaftlichen Zusammenfassung, sowie mit Rücksicht hierauf das Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft und der einzelnen Gesellschaftsklassen zu einander betreffen.“

Gegen diese Begriffserklärung ist wenig einzuwenden, wenn sie auch nicht gerade sehr scharf ist. Eine scharfe Begriffsbestimmung erscheint aber gegenüber dem sehr schwankenden Begriff auch kaum herstellbar. Jedenfalls ist im Lübecker Vereinsgesetz das nicht erreicht, was die Lübecker Bürger-Gesetzgeber wollten, ausschließlich die Arbeitervereine treffen. Jeder „Verein gegen Verarmung und Bettel“ ist nach der richterlichen Auslegung ein sozialistischer Verein, der den Bestimmungen des Lübecker Vereinsgesetzes unterliegt. Doch halt! Da ist für die sozialistischen Vereine der Spießbürger doch eine Hintertür.

Die Bestimmungen dieses Paragraphen finden auf Vereine, deren Statuten vom Senate bestätigt sind, keine Anwendung,“ so lautet der Schluß des § 1. der politische und sozialistische Vereine unter Polizeiaufsicht stellt. Welche Grundzüge der Senat aber bei „Bestätigung“ von Vereinsstatuten anzuwenden hat, das ist nirgend vorgeschrieben. Der brave Spießbürger kann also die Statuten seines sozialistischen Vereines zur Bestätigung präsentieren. Wenn diese erreicht ist, brauchen keine Statuten und Mitgliederlisten der Polizei eingereicht zu werden.

Wir wollen nun in einem späteren Aufsatze sehen, welche Rechte und Pflichten die Vereine in Deutschland haben, die sich mit öffentlichen oder politischen oder sozialistischen Angelegenheiten beschäftigen.

Aus der Schuhmacherei.

(Von einem Arbeiter.)

II.

h. k. Die Verhältnisse der in der mechanischen Schuhmacherei beschäftigten Arbeiter mögen nicht die besten sein, aber auf ein derartiges Niveau sind dieselben doch nicht herabgedrückt, wie im absterbenden Kleinbetrieb.

Die in Geschäften mit besser zahlender Kundschaft Thätigen werden ja mit bedeutend höheren Akkordlöhnen abgefunden als in den übrigen Geschäften, dies verbürgt jedoch keineswegs einen höheren Wochenverdienst. Da sie nämlich zum größten Theil Logiarbeiter sind, werden sie bei Ablieferung der Arbeit oft stundenlang, ja tagelang aufgezoogen, bevor sie das nächste Stück Arbeit erhalten. Dies geschieht hauptsächlich in der flamen Geschäfte, welche ziemlich eben so lange als die des flotten Geschäftsganges anhält. Außerdem wird hier der höhere Stücklohn nur für die künstlerische Ausführung gezahlt, der Arbeiter hat schon bedeutend mehr Arbeit an einem Stück, muß bedeutend mehr Sorgfalt und Akkuratez verwenden, wodurch er häufig doppelt so lange daran zu thun hat als bei einem gewöhnlichen glatten Stück Arbeit.

Bei den in Geschäften mit weniger gut zahlender Kundschaft Arbeitenden bietet sich dasselbe Bild: Lange Arbeitszeit, niedrige Stücklöhne und in Folge der letzteren geringer Wochenverdienst. In diesen meist kleineren Geschäften mit Arbeiterkundschaft ist der Handel mit Schuhwaaren meistens die Hauptsache.

Die Sonntagsarbeit ist — mit Ausnahme des mechanischen Betriebes und der Schaftfabrikation — in der Schuhmacherei regelmäßig eingeführt.

Die Schaftfabrikation, welche hier erwähnt wird, ist eine Spezialbranche der Schuhmacherei. Die Verhältnisse sind für Arbeiter sowie Arbeiterinnen ungefähr dieselben wie in der mechanischen Schaftfabrikation, d. h. die Löhne nicht so sehr niedrig und die Arbeitszeit nicht so sehr lang als in der übrigen Schuhmacherei, aber dieses wieder nur im Großbetrieb; wo hier auch Kleinbetrieb mit Großbetrieb zu konkurriren versucht, geschieht dies wiederum nur auf Kosten der Arbeiter.

Die übermäßig lange Arbeitszeit der in Arbeit stehenden bewirkt naturgemäß, daß eine große Zahl Berufsgeoffenen stets arbeitslos sind. Welchen enormen Umfang die Reservearmee der Schuhmacher gewonnen hat, möge folgendes Beispiel beweisen. Als die Militärstiefel-Lieferungen ausgegeben wurden, war festgesetzt, daß in Berlin in der Woche 5000 Paar geliefert werden mußten. Diese anzufertigen, war die Arbeitskraft von ca. 800 Schuhmachern nöthig. Diese waren sofort vorhanden, obwohl nicht einmal jeder Kollege dieselben machen wollte, viele dieselben auch nicht machen konnten. Aber auf dem Arbeitsmarkt war während dieser Zeit keineswegs Mangel an Arbeitskraft, im Gegentheil, dieselbe war immer noch in genügender Menge vorrätig. Die Zahl der jeder Selbstständigkeit entbehrenden Schuhmacher Berlins beträgt 7-8000. Rechnet man nun, daß auch nur 800 Arbeitslose vorhanden waren (obwohl die Zahl, wie aus vorstehendem ersichtlich, bedeutend höher sein mußte), so betrug dieselbe immerhin 10-11 1/2 Prozent. Es

ist aber gar nicht zu hoch gegriffen, wenn man die doppelte Höhe annimmt. Nach folgendes weist auf die große Zahl der Arbeitslosen in der Schuhmacherei hin: In dem fünfjährigen Zeitraum von 1882-1886 suchten in Berlin im Ganzen 60 588 Durchreisende um Unterstüßung nach, darunter waren rund 41 000, also ca. 67 pSt. Handwerksgeoffenen, unter diesen 5418 also 13 1/4 pSt. Schuhmacher. Daß diese noch ferner den Lohn brücken, da dieselben zu jedem Preise die Arbeit annehmen, ist klar.

Die selbständigen Unternehmer, hauptsächlich die kleineren, spüren die Konkurrenz, die ihnen durch den Großbetrieb erwächst, immer mehr; sie sehen, daß sie mit der maschinenmäßig hergestellten Waare nicht auf die Dauer konkurriren können. Die Waare im Schuhladen, dessen Inhaber meistens nicht gelernter Schuhmacher ist, wird ihrer Billigkeit wegen häufig mehr gekauft, als die des nebenan wohnenden Meisters, der dieselbe vielleicht noch zum Theil in seiner Werkstatt herstellen läßt.

Nun ist eine Anzahl auf die Idee verfallen, die Zünfte, welche im Mittelalter den Raubrittern und den damaligen Verhältnissen gegenüber eine ganz gute Wirkung hatten, wieder in's Leben zurück zu rufen. Man will das Großkapital ungeschädlich machen. Durch was denn? Nun ganz einfach, dem Großkapital muß die Produktion entzogen werden. Gewiß zu dem Zweck, daß Kapital und Produktion in den Besitz der Allgemeinheit übergehen? — Oho! soweit sind unsere Innungsmeister nicht. Nur das Häuflein Innungsmeister soll alsdann berechtigt sein, die Produktion in Beschlag zu nehmen, nur die Innungsmeister sind berechtigt, Arbeiter anzunehmen und kein Anderer darf es wagen, Schuhwaaren zu führen, als sie. Und wenn sie alles im Besitz haben, dann soll es den Arbeitern noch einmal einfallen, an Verbesserung ihrer Lage zu denken, das wird ihnen dann gehörig verfallen werden. Die bösen Sozialdemokraten werden dann über Nacht verschwinden. Zu diesem Zweck ist natürlich Befähigungsnachweis, Heranziehung der außerhalb der Innung stehenden zu den Beiträgen der Innung (§ 100f d. G.-O.) oder überhaupt Zwangsinnung erforderlich. Da nun Regierung und Gesetzgebung selbst nicht so schnell mit solchen Maßregeln zur Stelle sind, als es die dieberischen Innungsmeister wünschen, erklärt man ganz einfach, daß die ganzen Kleinmeister zur Sozialdemokratie übergehen, wenn die Regierung und Gesetzgebung die Zünfte nicht sofort verdrängt — wie es der ehemalige Vorsitzende des Bundes deutscher Schuhmachereinnungen, Herr Schumann, in der That bereits erklärt hat. Nun, die Innungen — welche bei den Wahlen 1887 für die Wahl der Kartellkandidaten offiziell eingetreten sind — sorgten dadurch dafür, daß dem Kleinhandwerker wie dem Arbeiter die Bedarfsartikel immer mehr vertheuert wurden, daß Verbrauchssteuern und Bölle die Waaren mitunter doppelt so theuer machen, als sie sonst waren. Sind nicht die enormen Militärlasten eine Folge von den mit Hilfe der Innungsschwärmer vollzogenen Wahlen und werden nicht die indirekten Steuern, durch welche die Mittel dazu geschafft werden, zum größten Theil von der großen Masse des Volkes, zu welchem auch der Kleinmeister gehört, aufgebracht? Wahrlich, die „Gebung“ des Handwerks und — wie hauptsächlich die Innungen schreien — des Kleinhandwerks, scheint, bei Licht besehen, eher als das Gegentheil.

Alles dieses und die Rechtslosmachung der Arbeiter durch allerschand Maßregeln (in erster Linie: Einführung des Arbeitsbuchs) beweist zur Genüge, daß die Innungsbestrebungen dahin gehen, durch Vernichtung Anderer sich eine Existenz zu schaffen oder zu erhalten. Dies trifft nicht allein in der Schuhmacherei, sondern in allen Berufsclassen zu. Die ganze Entwicklung deutet darauf hin, daß das Kleinhandwerk immer mehr verschwindet, daß es vom Großbetrieb aufgelöst wird. Denn jede neue Fabrik — und solche sind in den letzten Jahren mehrere entstanden oder die bestehenden haben sich vergrößert — macht einer größeren Anzahl kleinerer Existenzen das Bestehen unmöglich.

Der Kampf des Kleinhandwerkes, wie er sich gerade in der Schuhmacherei zeigt, wird erst zu Ende gehen, wenn das Kleinhandwerk nicht mehr besteht, also entweder vollständig vom Großbetrieb aufgelöst oder aber wenn an Stelle der heutigen kapitalistischen Produktionsweise die genossenschaftliche getreten ist — wenn nicht mehr Einzelne im Besitz der Produktionsmittel sich befinden, nicht mehr Einzelnen der Ertrag von so und so viel Hunderten zufällt, während diejenigen, welche alles schaffen, hungernd einhergehen und die großen Magazine, welche mit Waaren aller Art vollgestopft sind, nur ansehen dürfen, während die Waaren unkommen, weil sie Niemand kaufen kann. Nur durch Lösung dieser Widersprüche ist es möglich, Ordnung in die wirtschaftlichen Verhältnisse zu bringen.

Die amerikanische Lebensmittelkonkurrenz

scheint bereits wieder im Rückgange. So betrug nach den neuesten Ermittlungen des landwirtschaftlichen Departements zu Washington die Anbaufläche von Weizen:

1880	37,9 Millionen Acres
1882	37,0 „
1884	39,4 „
1886	36,8 „
1887	37,6 „
1888	37,3 „

Seit 1880 ist demnach ein vollständiger Stillstand im Weizenbau eingetreten, der sogar zu bedeutendem Rückgange wird, wenn man die große Zunahme der Bevölkerung von etwa 16 Millionen Menschen während dieses Zeitraumes berücksichtigt.

Vor 1880 war dies ganz anders, damals traten jährlich 1 Million Acres, auch wohl 2 mit Weizen neu hinzu und die über Bedarf wachsenden Erntemengen überflutheten Europa. 1869 betrug die Weizenfläche 20 und 1879 38,4 Millionen Acres oder 18,4 Millionen Zunahme in 10 Jahren. Das in diesem Jahre (1888) endende Decennium weist 20 Millionen Einwohner mehr und eine kleinere Anbaufläche auf.

Geerntet wurden auf der erwähnten Fläche	
1880: 498 Millionen Bushel, davon 186 Millionen exportirt.	
1882: 504 „ „ „ 147 „ „	
1884: 512 „ „ „ 132 „ „	
1886: 457 „ „ „ 153 „ „	
1888: 415 „ „ „ ? „ „	

Um zu berechnen, wie viel von der schlechten 1888er Ernte exportirt werden könne, erinnern wir uns, daß in den 7 Jahren von 1880 bis 1886 einschl. 3124 Mill. Bushel geerntet und 948 verschifft wurden. Der jährliche Erntedurchschnitt betrug sonach 447 Mill., von denen 135 Mill. entbehrlich waren und 312 Mill. im Lande verzehrt wurden. Seitdem ist der eigene Bedarf der Vereinigten Staaten um 30 Mill. gewachsen, so daß also von der letzten Ernte 342 Mill. hierfür abgehen und nur etwa 73 Mill. Bushel zur Ausfuhr übrig bleiben.

Die Zeit der Ueberproduktion an Weizen kann danach wohl als beendet gelten, und damit fällt auch der letzte Scheingrund für die Getreidezölle Europas.

Von der Ausfuhr ging das meiste nach England, 1886 77,9 Mill. Bushel; 1887 98,3 Mill. Bushel und 1888 57,8 Mill. Bushel. Der Rest kam nach verschiedenen Ländern. Diesmal dürfte kaum viel mehr ausgeführt werden, als England braucht!

Die Ausfuhr hat, um auch diesen Punkt zu erwähnen, immer mehr die Tendenz, in der Form von Mehl sich zu vollziehen. Es wurden nämlich verschifft in dem am 30. Juni endenden Fiskaljahre in

Millionen	1879/80	1886/87	1887/88
Bushel Körner	153,2	101,9	65,7
Fuß Mehl	6,0	11,5	11,9

zusammen auf Bushel reduziert 180,2 153,4 112,3.

Das Fuß Mehl ist dabei auf 4,5 Bushel Körner gerechnet.

Aus dem Reichstage.

Mittwoch öffneten sich wieder die Thüren des Reichstagsaalcs und die Reichstoten treten zum letzten Abschnitt der gegenwärtigen Session, die vielleicht die letzte der Legislaturperiode sein wird, zusammen.

Ein reichhaltiges Material erwartet den Reichstag, dessen gründliche Erledigung die Session wohl tief in den Sommer hineinziehen würde; „aber die Kartellmajorität arbeitet bekanntlich schnell“, meint mit Recht die „Dem. Corr.“, und bespricht dann die Aufgaben, welche der deutschen Volksvertretung harren, bezüglich die mutmaßliche Lösung treffend wie folgt:

Das Alters- und Invalidenversicherungs-Gesetz wird allem Anschein nach doch noch in dieser Session zu Stande kommen — aber wie! In den wichtigsten Punkten hat die Kommission keine irgendwie erheblichen Verbesserungen an der Regierungsvorlage vorgenommen.

Die Altersgrenze von 70 Jahren war in der ersten Kommissionslesung von 70 auf 65 Jahre herabgesetzt worden; bis zur zweiten Lesung hat die Kommission, in welcher kein einziger Sozialdemokrat sitzt, Angst vor ihrem eigenen Muth bekommen und die 70 Jahre Grenze wieder eingeführt, womit denn die Altersversicherung ein Gefäß ohne Inhalt bleibt, höchstens gut genug, um einfältigen „Patrioten“ als Beweisstück für die aufrichtigen sozialreformatorischen Bestrebungen der Regierung und der Kartellmajorität zu dienen.

Eine Erhöhung der Rente hat man „vorläufig“ für unthunlich gehalten — es könnten ja dadurch möglicher Weise dem Heer und der Marine einige Millionen entzogen werden. Dagegen hat man den Begriff der Invalidität noch viel schärfer und für die Arbeiter ungünstiger bestimmt, indem erst Derjenige als Invalide gelten soll, der nachweislich nicht im Stande ist, ein „Sechstel des Arbeitslohnes“ also etwa 40—50 Pf., zu verdienen.

Die den Arbeitern am meisten verhasste Institution des Regierungsentwurfes, das Duitungsbuch, ist zwar der Form nach beseitigt, der Sache nach aber beibehalten worden, denn die an seine Stelle gesetzte Duitungsliste ist um kein Haar besser als das Buch.

Einzelne Verbesserungen hat die Regierungsvorlage in der Kommission allerdings erfahren. Dahin gehören vor Allem die an dieser Stelle von Anfang an geforderte Ersetzung der Dreiklassen durch Lohnklassen, ferner die Verbesserung mit Bezug auf die Arbeiter, welche bei Einführung des Gesetzes das 35. Lebensjahr bereits überschritten haben, und einige andere, weniger wesentliche.

So verhältnismäßig geringfügig diese Verbesserungen sind, so wenig sicher ist es, daß die Regierung dieselben annehmen wird. Thut sie das nicht, so werden die Kartellbrüder natürlich das Haupt in Demuth beugen, wie sie es dieser Tage bei der Novelle zum preussischen Schulstufengesetz wieder in so erhebender Weise gethan haben, und Herr Enneccerus wird der Welt auseinanderzerlegen, daß lediglich „aus Ueberzeugung“ der Nationalliberalismus seine „Ueberzeugung“ fallen lassen und für die veränderte Regierungsvorlage stimmen wird.

So werden voraussichtlich noch einmal die Arbeiter die „Segnungen“ der Kartell-Politik am eigenen Leibe spüren.

Die Mittwochssitzung begann mit einer längeren Sozialistendebatte, deren Kosten jedoch die Arbeitervertreter ganz allein bestreiten mußten. Die Abgeordneten der anderen Parteien hielten es nur zu einem kleinen Theile der Mühe für werth, im Sitzungssaale zu erscheinen, die Regierungsvorleger schwiegen sich vollständig aus — den Fürsten Bismarck eingeschlossen, der längere Zeit am Bundesrathstische und unter den Abgeordneten weilte, sich jedoch noch vor dem Schluß von Savors Rede wieder entfernte. Von Erklärungen über die geplanten Änderungen des Ausnahmegesetzes war natürlich unter solchen Umständen gar keine Rede, nur der Nationalliberale Prof. Meyer-Jena wies in zwei Worten darauf hin, daß seine Partei durchaus keine Verpflichtung übernommen habe, ein Uebergangsgesetz zum gemeinen Recht zu schaffen. Lediglich die Anweisung der Befehlshaber des Hauses (durch den Abg. Singer) verhinderte es, daß ein Antrag auf Schluß der Debatte angenommen wurde.

Wir bringen nun das Wichtigste aus den Reden. Der Abg. Sabor wies zunächst darauf hin, daß nach der früheren Anschauung der Belagerungszustand nur bei drohender unmittelbarer Gefahr verhängt werden sollte. Jetzt „rechtfertigt“ man ihn auf die nichtlagenden Ursachen hin. Das Majestätsbeleidigungs-Kriminalgesetz in Berlin beweise nichts, denn es sei in der Partei fast allgemein mißbilligt worden, auch vom „Sozialdemokrat“. Der Nationalismus habe sich sehr beherrschend geltend und von Neigung zu Gewaltthaten keine Rede sein. Aber freilich habe man ja sogar den Gewerkschaften „anarchistische“ Thaten vorgeworfen. Zeitungsdrohete könnten auch keinen Belagerungszustand begründen, und selbst Verurtheilungen, wie die „Gefellschaft“, haben die Unter-

drückung z. B. der „Hamburger Rundschau“ unbegreiflich gefunden. Unter den allgemeinen Gesichtspunkten für die Beibehaltung des Belagerungszustandes wird ferner als Hauptargument die noch immer bestehende Parteiorganisation angeführt. So lange die Sozialdemokraten nicht zu gegnerischen Thaten übergehen, sollte man ihnen doch auch das Recht lassen, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln. Wer ist schuld an der geheimen Parteiorganisation? Nur diejenigen, die jede andere Organisation dem Arbeiter unmöglich machen. Die Partei wird aber alle Proben siegreich bestehen und wenn Sie erst nach ihrem Untergang den Belagerungszustand aufheben wollen, werden Sie lange warten müssen. Es besteht aber auch die Absicht, durch den Belagerungszustand gewisse Personen direkt zu schädigen. Oft will man durch die Ausweisung gewerblich thätiger Männer nur den Innungsmeistern entgegenkommen, wie es in Berlin der Fall ist. Auch der Daß giebt zu den Maßregeln diktatorischer Härte Veranlassung. Warum sollte man denn immer die Feiertage für die Aufschübung von Ausweisungen wählen? Ein ausgewiesener Frankfurter, Heinrich Bitter, erhielt nicht die Erlaubnis, zurückzukehren, trotzdem ihm ein Kind gefährlich erkrankte. Das Kind starb, und es erkrankten ihm später noch zwei Kinder an Diphtheritis. Da er wußte, daß ihm wiederum die Erlaubnis verweigert würde, reiste er ohne eine solche Erlaubnis nach Frankfurt, wurde auf dem Bahnhof erkannt und verhaftet. Auch die beiden Kinder starben, während der Vater sich in Untersuchungshaft befand. Derselbe Präsident, der die Erlaubnis verweigerte, der nationalliberale Herr von Hergenbahn, hat in einer Wahlrede erklärt, sein Leben sei den Armen und Glenden gewidmet! Es ist das eine politische Heuchelei ärgster Art. Die Ausweisungen betreffen nicht, wie Herr v. Puttkamer einmal erklärt hat, besonders gefährliche Männer, sondern oft Kranke, Krüppel und Greise, die sich seit Jahren von der Parteileben fernhalten. Künftigen Geschichtsschreibern müssen wir das Urtheil über unsere heutigen Ueberzeugung von der Berechtigung unserer Grundzüge Hoffnungen für unsere Zukunft. Von dem Belagerungszustand wird in Zukunft nichts übrig bleiben, als die unruhliche Erinnerung an eine Staatskluft, die ihr eigenes Dasein, oder das Dasein einer angeblichen zivilisirten Gesellschaft durch solche Dinge zu fristen vermag.“

Der Abg. Frohne führte weiter aus, wie die Arbeiter im Lohnkampfe durch das Sozialistengesetz gehindert würden. Die Innungen und Unternehmer würden geschützt, die Arbeiter entredet. Als der Maurer Lorenz, Mitglied der Agitationskommission in Hamburg, auf einer Agitationstour in Offenbach im August vorigen Jahres eine Versammlung halten wollte, um für die gewerkschaftlichen Interessen der Maurer daselbst thätig zu sein, wurde die Versammlung verboten, und Lorenz reiste nach wenigen Stunden Aufenthalt wieder ab. Nach Hamburg zurückgekehrt, wurde er auf Grund des Sozialistengesetzes aus dem Kreise Offenbach ausgewiesen! Auf seine Beschwerde erklärte das heftige Ministerium, unterzeichnet vom Minister Finger, die Ausweisung für gerechtfertigt, weil Lorenz von 1875 bis 1878 dem Ausschuss des im letzten Jahre „aufgelöst“ sozialdemokratischen allgemeinen Maurer- und Steinhauervereins angehört habe, weil er wiederholt in öffentlichen Versammlungen, wo nur sozialdemokratische Redner auftraten, den Vorsitz geführt, der Agitationskommission des Fachvereins der Maurer als eins der thätigen Mitglieder angehört und bei den Wahlen 1884 und 1887 in hervorragender Weise für einen sozialdemokratischen Kandidaten agitiert habe! Was sind das für Gründe! Der Mann hat lediglich seine staatsbürgerlichen Rechte ausübt. Der allgemeine Maurer- und Steinhauerverein ist auch nicht aufgelöst, er hat sich selbst aufgelöst. Man sollte nicht mit dem Worte „aufgelöst“ solchen Humbug treiben. So wagen es die Behörden, gesetzlich erlaubte Handlungen so darzustellen, daß eine Ausweisung erfolgen kann. Hier unterfährt sich die Behörde, einen Mann wegen Handlungen auszuweisen, welcher seiner heimathlichen Behörde in Hamburg keinen Anlaß zu einem Vorgehen gegeben hat. Bei solcher Anwendung des Sozialistengesetzes muß den Herren von der Regierung selbst grau und blau vor den Augen werden. Ich appelliere an das Rechtsbewußtsein aller derjenigen, die noch ein solches haben.“

Abg. Liebnacht: Wie die Ausweisungen erfolgen, habe ich an meiner eigenen Person erlebt. Aus Berlin geschah es, weil ich bei der vorletzten Reichstagswahl eine Rede halten wollte; aus Offenbach, weil ich dort kandidirte, aus Hannover, weil ich einige Offenbacher Freunde dort hin bestellt hatte. Aus Leipzig haben seit Jahren viele Ausweisungen von Männern allein wegen ihrer Thätigkeit in Fachvereinen stattgefunden. So sind Mitglieder des Vorstandes des Metallarbeitervereins, des Tischlervereins und anderer Fachvereine ausgewiesen worden. Die Leute haben sich überall erkundigt, wie ihr Verein der Auflösung entgegen könne, und haben danach ihre Statuten und Einrichtungen gehalten. Aber wegen irgend eines ungeschickten Ausdrucks eines Mitgliedes in einer Versammlung wird der Verein aufgelöst und der Mann ausgewiesen. Den Steinmeien war angelündigt worden, sie würden gemahregelt werden, wenn sie nicht aus dem Fachverein ausscheiden. Die Mitglieder waren selbstverständlich manhaft genug, nicht auszutreten, und wurden ausgeperrt. Da kam die Polizei zu Hilfe und löste den Fachverein auf. Und als trotzdem die Bewegung der Steinmeien nicht unterdrückt war, griff man zum Sozialistengesetz, und plötzlich wurde ein „Geheimbund“ entdeckt. Thatsächlich wurden denn auch nach langer Untersuchungshaft über eine Anzahl von Steinmeien Gefängnisstrafen verhängt. Alle diese Leute haben nichts gethan, als daß sie zusammengekommen sind, um ihre Fachinteressen zu besprechen. Wenn aber der deutsche Philister liest, daß in Leipzig ein Geheimbund entdeckt worden ist, so träumt er von Mord und Empörung. Alles, was eingetreten ist, ist von uns vorausgesagt worden. Das Sozialistengesetz ist die Panoramabühne gewesen, aus der Alles dies hervorgegangen ist. Wir sind, was wir sind, und bleiben es auch. Aber wir haben wahrhaftig keine Freunde daran, mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen. Wir wollen die Besserung der Dinge, und es freut uns sehr, wenn wir sie auf gesetzlichem Wege haben können. Der Platenstich aus dem „Sozialdemokrat“ ist heute nicht geöffnet worden; allerdings können wohl nur alte Weiber von einer Gänsehaut dabei überlaufen werden. Für jede solche Aeußerung können wir unsererseits Ihnen Thaten bringen, die jedem mißfälligen Menschen das Blut in Wallung bringen können. Wir sind mit einer gewissen Ironie auf die Verlegenheit, in der Sie sind, das Sozialistengesetz in das gemeine Recht überzuführen. Sie sind mit Leichtgläubigkeit in das Sozialistengesetz hineingekommen, nun können Sie die Folgen Ihrer Sünden nicht los werden. Sie schleppen das Sozialistengesetz mit sich, es ist Ihnen eine schwere Kette geworden; wir haben sie zerissen. Ob Sie uns übrigens ausnahmsweise kraten oder gemeinrechtlich schmoren, das ist uns völlig gleichgültig. (Beifall.)

Abg. Singer rügt es (Donnerstag), daß die Regierung lautlos der Debatte beizuhören. Von einer „loyaleren Handhabung“ sei auch unter dem Ministerium Herfurth nichts zu merken. Daß das Sozialistengesetz nicht etwa bloß gegen die sogenannten gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie gerichtet ist, sondern die ganze Arbeiterbewegung in ihrem Streben nach einer Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage treffen sollte, hat sich in der letzten Zeit wieder bis zur Evidenz herausgestellt. Die Regierung steht im Dienste der Bourgeoisie und des Unternehmertums. Es macht doch einen wunderbaren Einbruch, wenn die Regierung und ihre Berichter immer von einer Sozialreform sprechen, während das naturwüchsige Recht des Arbeiters, sich zu koaliren, um günstigere Lohnbedingungen zu erreichen, unterdrückt wird. Redner kommt dann noch in scharfer Weise auf die Lokalstreitigkeiten, die Stellung der Polizei im Hamburger Formerkreis, auf die Spring-Nahlow-, Schret- und Wichmann-Affäre zu sprechen. Raumangel zwingt uns leider, hier kurz zu sein. Singer schloß ungefähr mit folgenden Worten: M. S.: Wir leben in einer Zeit der Geben- und Nehmen. Auch die Sozial-

demokratie feiert heute ihren Gedenktag. Am 14. März 1883 ist unser größter Denker, Karl Marx, gestorben, und diese Gedächtnisfeier ist bei uns verbunden mit dem Gedenke an unentwegt fortzuschreiten auf der Bahn, die Karl Marx uns gewiesen hat; möge die Entwicklung werden, wie sie wolle, uns werden Sie immer auf dem Posten finden, und ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Sie sich zur Erreichung Ihrer Zwecke eben so lauterer Mittel bedienen, wie wir. Der Schein ist vorläufig gegen Sie. Wenn Sie für notwendig halten, eine politische Partei mit solchen Mitteln zu unterdrücken, sind Sie von vornherein im Unrecht, und daß Sie die gesetzgeberische Gewalt haben, Unrecht in Recht zu verwandeln, das spricht Sie nicht frei.

Bereine und Versammlungen.

Die Drechslergesellen Berlins waren am 12. ds. Mts. in öffentlicher Versammlung zusammengetreten, um über die Stellungnahme zur Lohnfrage zu beraten. Die Diskussion war eine sehr lebhaft. Von den 12 Rednern, welche hierzu sprachen, waren jedoch nur 2, welche sich für eine direkte Lohnbewegung aussprachen. Von Allen wurde zwar die gewerkschaftliche Lage als eine derartige geschildert, die einer Aufbesserung unbedingt bedürfte, es wurde auch von Allen darauf hingewiesen, daß die Kollegen selber wohl im Stande seien, einen großen Theil der vorhandenen Uebelstände zu beseitigen, wenn sie in kompakter Masse vorgehen würden; von allen Rednern wurde jedoch auf das Fehlen einer einigermaßen strammen Organisation hingewiesen, und auf die Aussichtslosigkeit, ohne eine solche in eine Lohnbewegung einzutreten. Es wurde gefagt, die hiesigen Drechsler hätten ihre Lage nicht verbessern wollen, denn sonst hätten die drei Ortsvereinigungen der vor ca. 1 1/2 Jahre gegründeten „Vereinigung der Drechsler Deutschlands“, deren Hauptzweck es sei, auf Grund § 152 der R.-G.-O. eine Aufbesserung der gewerblichen Verhältnisse zu veranlassen, eine größere Mitgliederzahl aufzuweisen. — Es wurde zum Schluß eine Resolution angenommen, wonach die Beschlußfassung über die vorliegende Frage einer demnächst stattfindenden zweiten öffentlichen Versammlung überlassen bleibt, in welcher von den einzelnen Werkstellen die schriftliche Erklärung abgegeben werden soll, ob sie sich an einer Lohnbewegung Norm für Mann beteiligen wollen, oder nicht. Als vorläufige Norm für zu stellende Forderungen bei etwaiger Lohnbewegung wurde die 9 1/2 stündige Arbeitszeit und 40 Pf. Stundenlohn angenommen.

Charlottenburg. Die von dem Maurer Gustav Meyer am 12. d. Mts. einberufene Maurerverammlung beschloß, sich mit den Interessen der Berliner Kollegen solidarisch fühlend, in diesem Frühjahr die Forderung von 60 Pf. Stundenlohn und Einführung der 9 stündigen Arbeitszeit mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zur Durchführung zu bringen und dazu in einer demnächst stattfindenden Versammlung einen kräftigen Verein zu gründen. Zum letzten deutschen Maurer-Kongress wurde Herr W. Schulze als Delegirter gewählt.

— Vereinigung der Drechsler Deutschlands. Ortsverwaltung II (Stockbrande). Mitgliederversammlung am Dienstag, den 19. März, Abends 8 Uhr, in Scheffers Salon, Inselstraße 10. Vortrag des Herrn Dr. Bruno Wille.

— Freie Vereinigung und Fachgenossen der Maurer. Sonntag, den 17. d. Mts., finden zwei Versammlungen der Freien Vereinigung und Fachgenossen der Maurer Berlins statt. Die erste Frankfurterstr. 74—75. Tagesordnung: Die Leistungsfähigkeit sonst und jetzt. Referent Herr Hermerichmidt. — Die zweite in Moabit, Perlebergerstr. 13 (Victoriaaal). Tagesordnung: Der Zuzug der Maurer von außerhalb und dessen Ursache. Referent Herr Laugsch.

— Fachverein der Buchbinder und verwandten Berufsgruppen. Versammlung am Montag, den 18. d. M., Abends 8 1/2 Uhr im Vereinslokal, Louisenstädtisches Klubhaus, Annenstr. 16, I.

— Verband deutscher Zimmerleute. Lokalverband Berlin Nord und Umgegend. Montag, 18. d. M., Generalversammlung in Kölners Restaurant, Alte Hofstraße 32a. Vortrag des Herrn Gnadt.

— Fachverein der Metallarbeiter in Gas-, Wasser- und Dampf-Armaturen. Sonnabend, 16. d. M., Abends 8 Uhr, Mitgliederversammlung bei Heidrich, Beuthstr. 22, I. Vortrag des Herrn Dr. Bruno Wille.

— Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter und verw. Berufsgruppen. Versammlung am Montag, den 18. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Kommandantenstr. Nr. 77—79 (Gratwölische Bierhallen). Vortrag des Herrn Kunert über die verschiedenen Völker des Orients.

— Verband deutscher Zimmerleute. Generalversammlung sämtlicher Berliner Lokalverbände am Sonntag, den 17. d. M., Vormittags 10 Uhr, im Neuen Klubhaus, Kommandantenstr. 72. Tagesordnung außerst wichtig.

— Allgemeine Kranken- und Sterbefälle der Metallarbeiter (G. V. 29, Hamburg). Filiale Berlin 1. Sonnabend, den 16. März, Abends 8 1/2 Uhr, Lichterfeldestr. 8 (Restaurant Bülhelmsöhne), Versammlung. Vortrag des Herrn Dr. Bernstein.

— Allgemeine Kranken- und Sterbefälle der Metallarbeiter (G. V. 29, Hamburg). Filiale Berlin V. Sonnabend, den 16. d. M., Abends 9 Uhr, bei Ackermann, Lothringersstraße 81. Versammlung.

— Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher und verwandten Berufsgruppen Berlins. Gemüthliches Zusammensein, verbunden mit Tanz, Sonntag, den 17. d. M., in den Arminhallen, Kommandantenstr. 20. Billets werden nicht ausgegeben. Freunde und Gönner sind hiermit eingeladen. Anfang Abends 6 Uhr.

— Naturheilverein Nord. Dienstag, den 19. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung bei Hensel, Invalidenstr. 1. Vortrag der Frau Direktorin Rüdke über naturgemäßes Heilverfahren.

— Allgemeine Kranken- und Sterbefälle der Metallarbeiter (G. V. 29, Hamburg). Filiale Berlin 7. Mitgliederversammlung am Sonnabend, den 16. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Lindowstr. 26, bei Jakob.

— Öffentlicher Vortrag des Hrn. Dr. Huber am Sonntag, den 17. d. M., Abends 6 1/2 Uhr, im Restaurant Trillhofe, Rosenthalerstr. 11/12. Darauf gefällige Unterhaltung. Damen wie Herren willkommen. Zur Deckung der Unkosten Entree nach Belieben.

— Freireligiöse Gemeinde, Rosenthalerstr. 38. Sonntag, den 17. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Dr. Spajzer über „Die Verantwortlichkeit.“ Gäste, Damen und Herren, sehr willkommen.

Literarisches.

Soeben ist erschienen das 15. und 16. Heft von der „Französischen Revolution“. Vollständige Darstellung der Ereignisse und Zustände in Frankreich von 1789—1804. Von Wilhelm Wlos. Mit vielen Porträts und historischen Bildern. (Stuttgart, Dietz.) Zu beziehen durch alle Expeditionen, pro Heft 20 Pfennig.

Vom „Volksfreund“, illustrierte Zeitschrift für Unterhaltung und Belehrung mit den Beilagen „Die Kunstwelt“ und „Der Hausarzt“ ist soeben das neueste Heft erschienen und ist der Inhalt wiederum ein sehr reichhaltiger.